

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Schleusen. Von Johannes W. Bernsd	429
Ein Erlöser von der Krausmanipulation. Von Ludwig Dehm	434
Die Renaissance des Oesterreichertums. Von Richard Schramm	436
Männlich und Weiblich. Von Wilhelm Flich	443
Harrimans Erbe. Von Leben	451
Zwei Briefe	457

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.

1909.

Abonnement pro Quartal M. 5.—, pro Jahr M. 20.—, Unter Kreuzband bezogen M. 5.65, pro Jahr M. 22.60. Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
 Man abonniert bei allen Buchhandlungen, Postanstalten und bei der Expedition **Berlin SW. 48. Wilhelmstr. 3a.**

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
 Kommandit-Ges. auf Aktien. **Berlin W. 8,** Französischestr. 14.
Kapital: 5 Millionen Mark
 hat eine grosse Anzahl vorzögl. Objekte in Berlin u. Vororten zur Hypothek. Beteilung zu
 zeitgemässen Zinsfussen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.
9-4 Uhr.

Hotel Esplanade
Berlin **Hamburg**
 Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
 — Restaurant im vornehmsten Stil —
 Grill-room Five o'clock tea

Neues Schauspielhaus | **Grand Hotel Excelsior**
 Nollendorfplatz | Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR
 Café-, Wein- u. Bier-Restaurant. **Friedrichstrasse 67,**
Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 49.



Continental
 bester
Pneumatic

Mädler's Patent-Koffer
 Reise-Artikel Hochfeine Lederwaren
MORITZ MÄDLER
 Leipzig **Berlin** **Hamburg** **Frankfurt a. M.**
 Petersstr. 6 Leipzigstr. 101/2 Neuerwall 84 Kaiserstr. 29
 Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.



Berlin, den 25. September 1909.

Ekklesiasten.

Der an der Oberfläche haftende Blick mag wähnen, daß eine alte Utopistenforderung der Erfüllung hitzig entgegenreife. Wie lange wird schon die politische Gleichberechtigung der Frauen verlangt? Rassenhall hat das Verlangen jedenfalls schon, seit auf dem Sozialdemokratenprogramm die Wahlberechtigung aller Zwanzigjährigen als allein menschenwürdig dekretiert wird. Und seit in Säcke eingenähte Unholdinnen über die Erde (nicht doch: übers Pflaster der Großstädte) schreiten, wird die Forderung nach dem Frauenstimmrecht nicht nur aufgestellt, sondern auch versprochen. Trotz Alledem: in der Politik der Männer hörte man nie davon. In der Zeitung stand das Wort „Frauenstimmrecht“ einmal, wenn Mangel an anderem Stoff genauere Berichterstattung über Frauenskongresse erlaubte. Heute nun liest man fast so oft von der Frau in der Politik, wie man vom Grafen Zeppelin zu hören bekommt.

Gaufest des Bundes der Landwirthe. Ein Festredner, der sein Publikum kennt, toastet auf die Damen. „... Aber nicht nur am Familienherde soll die Frau, die Jungfrau wirken. Auch wir, meine Damen, wir vom Bunde, können Ihre Hilfe nicht entbehren. Die Gleichgiltigkeit der Männer zu bekämpfen: giebt es da wohl ein besseres Mittel als die eifrige Mitarbeit der Frau? Ja, meine Damen, in Ihre Hände ist eine gewaltige Macht gelegt. Und so wende ich mich an Sie mit der Bitte, sie auch zu gebrauchen. Sorgen Sie dafür, daß Ihr Gatte ein treues und eifriges Mitglied des Bundes der Landwirthe bleibt. Aber auch an die Unverheiratheten unter Ihnen wende ich mich. Keine treugetraute Dame sollte ihrem Liebsten einen Ruß geben,

ehe er nicht Mitglied des Bundes der Landwirthe geworden ist.“ Die Damen quieken, die Männer lachen dröhnend. Und der Redakteur vom nächsten liberalen Blättel tunkt gornmuthig die Feder, um gegen agrarischen Gewissenszwang das liberale Bürgerthum in Stadt und Land auf die Schanzen zu rufen. Das Alles ist schon oft gewesen. Jetzt auf einmal hat es Hall. Der liberale Redakteur am Großstadtblatt sekundirt den kleinen Kreiscollegen in Schimpf und Ernst. Und triumphirt, als er drei Tage später von einer ähnlichen Rede in einer Centrumsfestversammlung berichten kann. Vom „konfessionellen Ruf“ darf er sprechen und auf dem selben Blatte die Gleichheit der reaktionären Struktur im schwarz-blauen Block wieder nachweisen. Warum ist heute so anders als in den Dugenden gleichartiger Fälle früher?

Kopenhagen. Sitzungsaal des Folkething. Das neue Kabinet Holstein-Ledreborg will sich dem Parlament vorstellen. Vollzählig sind die Minister, zahlreich, trotz der hochsommerlichen Zeit, die Volksboten versammelt. Laut und unruhig schwirrt das Gespräch. Plötzlich ein Auffahren, ein jähes Erstarrten rings im Saal. Vor dem Präsidentenstuhl steht eine Dame. Eine grauhaarige. Mit der einen Hand hat sie die Präsidentenglocke gepackt. Groß, hochaufgerichtet steht sie da. Und spricht. Ruft eine scharfe Anklage in den Saal. Nicht allzu phrasenhaft: „Ehe Ihr Eure Arbeit beginnt, sollt Ihr Euch erst einmal schämen. Denn Ihr (der Blick wandert zur Ministerbank) bringt Schande über unser Land. Aus Nachtgier und Eigennuz feilscht und schwächert Ihr um des Landes Wohl und Weh. Aber wir dänischen Frauen verleugnen und brandmarken Euch als waterlandlose Söldner.“ Sie wendet sich um, reicht dem verdupten Präsidenten die Glocke hinauf und schreitet schnell und unangefochten aus dem Saal, der unter dem wirren Tumult der Zurückbleibenden erdröhnt. Ist schon gewiß sind temperamentvolle oder gar hysterische Frauen (Fräulein Westenholz zählt wohl zur ersten Gruppe) empört gewesen über das Thun der Männer, die des Vaterlandes Geschick leiteten und bereiteten. Ein Zufall, daß gerade heute eine dieser Empörten den Entschluß zu so drastischer Bekundung ihres Unwillens fand?

In London wirbelt inzwischen Sanct Beiten's Tanz. Nicht ob deutscher Dreadnoughts diesmal. „Votes for women“: geht der Schlagtruf. Riesensammlungen im Hyde-Park. Meist ist es aber die gleiche, nicht allzu große Schaar, die ihn schrillend hören läßt. Tage lang umlauern sie das Parlamentsgebäude, die Ministerpalaces. In alle Versammlungen, wo Minister reden, drängen sie sich ein und suchen mit ihrem Getruf unerwünschte Störung zu schaffen. Im Lustballon fliegen sie über das Parlamentsgebäude und lassen Flugblätter hinabrieseln. Im Sitzungsaal der commons schleichen sie sich auf die Galerie und der speaker muß vom Wollsock auffspringen, um der Störung durch Geschrei und wirbelndes Papier zu wehren. Herrn Asquith

lassen sie sich als Postpakete ins Haus schicken. Umzüge halten sie ab, bei denen die Schwestern, die ob des Groben Unfuges ein paar Tage ins Gefängniß wandern mußten, in der Gefangenenleitung hoch zu Ross voranreiten. Der so höfliche Straßenpolizist hat schlimme Tage. Wehrt er dem Manischen das Vordringen in den geheiligten Privatbezirk des Parlamentes oder der Minister, schützt er des englischen Bürgers oder der englischen Bürger castle vorm Eindringen der Feindinnen, so fahren ihm tragende Hände ins Gesicht und der Helm fliegt ihm vom Kopf. Manchmal muß er auf Dächer klettern, um dort zitternde, Nitschnosse Frauen herunterzuholen, die oben die ganze Nacht im Regen harrten, weil sie einen Minister am anderen Tag so stören zu können hofften. Suffragettes nennt sich die lärmende Sippe. Und hier ist kein Zweifel: so systematische Hysterie von Weibermassen hat die nicht mehr ganz junge Erde noch nie gesehen.

Alle United Augsburg schwimmen in Wonne und schreiben sich den Suffragettenlärm aufs Konto. Das dürfen sie ungeschert. Nicht die maßvolle Frauenrechtlerei, die immerhin doch Einiges geleistet hat, errang diesen Erfolg. Das thaten die Radikalisten der Radikalen. Die, für die jedes Ding nur eine Seite hat, die im Flachrelief die geknebelte, gegen ihre Fesseln anwüthende Frau zeigt. Die, für die es keine Frauenprobleme mehr giebt, weil sie längst alle gelöst haben. Die, für die das ganze Menschenleben in all seiner Komplizirtheit gar nicht existirt, sondern nur eine kleine Summe abstrakter Formeln, mit denen sich prächtig rechnen, doziren und agitiren läßt. Ihre Stimme, die sonst nur unter Ausschluß jeder weiteren Oeffentlichkeit geklirrte (wenn man nicht gerade einem biderben Provinzschußmann einen staats- oder sittengefährdenden Eindruck zu machen wußte), findet jetzt im Suffragettenlärm den Widerhall, der über die Erde geklirrte. Den Erfolg heimsten sie ein. Nur fraglich, ob's wirklich einer ist.

Wäre es einer, so müßte er die Männer schrecken. Das thut er nicht. Nirgends eilen die Mannen auf die Schanzen, um die wüthige Phalanx der Weibsen abzuwehren. Sie können also offenbar nicht die leiseste Furcht haben, der Heereszug der suffragettes möchte sich in den Siegeszug des Frauenstimmrechtes wandeln. Nun ist es schon oft so gekommen, daß die Herren von heute die Gefahr von morgen nicht merkten. Daß sie aus ihrer Apathie erst aufwachten, als die Hörner der Gegner von den Wällen des eigenen Lagers herabschmetterten. Auch hier könnte es so liegen.

Liegt aber nicht so. Wir haben ja eine lebende suffragette in Berlin gehabt. Sie redete in einer Versammlung, der ein paar Hundert Menschen beiwohnten. Die Zeitungen stimmten am nächsten Morgen einen Lobgesang auf das Neußere der Agitatorin an. Chic und niedlich. Und die Dame erzählte voll Stolz, daß der Heerban der suffragettes sich nicht etwa aus

alten Schreckschrauben (so hart war der Sinn), sondern aus Damen der allerersten Kreise zusammensetzt. Und hier haben wir den Fingerring.

Die Forderung des Frauenstimmrechtes ist (in England) eine Angelegenheit der Damen geworden. Der Zweifelber ist in einem eingeschränkten Sinn zu verstehen. Man könnte ihn, wenn die Bildung erlaubt wird, durch „Snobin“ ersetzen. Um die weibliche Ausgabe des Snobs handelt es sich. Wie kam Saul unter die Propheten? Die Snobin hat vielen Pflichten zu genügen. Sie muß stets up to date gekleidet, ihr Haar, ihr Körper soignirt sein. Sie muß Theater und Rennplätze, Konzerte und in England wohl auch Kirchen besuchen. Muß die Reisezeit an den mondänen Plätzen verbringen. Muß Gesellschaften, Teas, jours fixes geben und besuchen. Muß über Alles, was die Mode befiehlt, angenehm nichtsägend die anerkannte Meinung zu beplaudern wissen, sei ein Buch oder ein Sportsman, ein Maler oder ein Raubmörder, ein Kirchengedner oder ein Rennpferd gerade en vogue. Das füllt die Zeit der Snobin voll aus; läßt aber im Inneren eine gewisse Oede, Unbefriedigtheit zurück. Auch einem Spazehirn enthält so kraftlose Kost auf die Dauer zu wenig Nährwerth. Und so sucht die Snobin stets nach Etwas, das ihr höhere Sensationen gewähren könne als die Nichtigkeiten des Tages. Der Ehebruch allein thut's auch nicht. Das Vergnügen, den angetrauten Snob mit einem anderen Snob zu betrügen, ist oft nur mähig; das illegitime Glück der legitimen Langweile zum Verzweifeln ähnlich. Die gleichartige Möglichkeit für die Unverheirathete ist außerdem von der Gesellschaft in keiner Weise recipirt. Und so stürzt sich die Snobin mit Emphase auf die Tagesensation. Lange hat sich hier die Religion als brauchbarer Lieferant erwiesen. Gesunden und Tischkränken. Der Salonmystizismus hat öfter geblüht als der Salonmaterialismus. Das Feld ist jetzt aber abgegrast. Wenn man's mit der Frauenrechtleri versuchte?

Das Suffragettenthum hat es der Snobin im merry old England angethan. Sie fand hier Alles, was sie brauchte: eine moderne Idee, radikal genug, daß sie sich selbst als deren Vertreterin imponiren konnte; Vertreterinnen dieser Idee von so fremdartigem Schlag, daß die Bekanntschaft höchlich amüsirte; die Gelegenheit, von sich reden zu lassen und doch Dame zu bleiben, schließlich auch die mystischen Schauer des Märtyrertumes. Das sollte nicht locken?

Es lockte. Zu der kleinen Schaar der radikalen Vorkämpferinnen stieß der Heerban der gelangweilt gewesenen und nun begeisterten Auebeschnüfflerinnen. Jetzt konnte man in die Schlacht ziehen. Man zog. Und da der Engländer die persönliche Freiheit auch des Narren sehr hoch achtet, brachte es viel Spaß und wenig Leiden, in dieser Schlacht mitzukämpfen. Gewiß: es ist kein absonderliches Vergnügen, sich im Regen auf dem Dach eine Nacht

durchzufrieren. Und auch nur drei oder vierzehn Tage im Gefängniß: amöñ ist's im Grunde nicht. Aber fashionable. Wenigstens heute noch. Und die Interviews, die Abbildungen in den illustrierten Zeitungen, der Vortrag im Demonstrantenzug: ist das Alles nichts?

Jetzt will man das Suffragettenthum nach Deutschland importiren. Wir scheinen Zeit und Ort schlecht gewählt. Die Zeit: die Forderung der votes for women ist schon reichlich lange modern. Wie lange kann sie noch bleiben? Wie soll eine absterbende Mode noch locken? Und der Ort: Berlin, das schon ernstere Dinge totgeschnobbert hat. Berlin, das immer noch nicht einen so recht nennenswerthen Prozentsatz an Snobs und Snobinnen aufweist. Berlin, die Stadt der klassischen Schurzmannsgrobheit, die das politische Märtyrertum recht unangenehm machen dürfte. Vielleicht ist deshalb auf das große Spektakulum, das für die deutsche Reichshauptstadt angekündet war, verzichtet worden. Sehr weislich. Die Ausführung wäre verpufft. Was Andres suche zu ersinnen, des Chaos wunderliche Tochter! Sie wird's schon finden. Wir warten in heiterer Skepsis.

Aber das Problem des Frauenstimmrechtes ist noch lange nicht zu Ende durchdacht und durchdebattirt. Kein Zweifel, daß einiges Gefunde in ihm steckt. Warum sollte dies Gefunde nicht heraus erkannt und herausgeholt werden? Die maßlose und bornirte Art der gerühmtesten Vorkämpferinnen verstimmt freilich. Wer sich dem Problem nähert, wird von den gellen Stimmen der Prophetinnen wieder fortgeschleucht. So lange nun gar die Snobinnen diese Prophetinnen umweitschanden, wird kein Ernsthafter die leiseste Neigung haben, sich mit dem Problem auseinanderzusetzen. Erst wenn die Luft wieder rein ist von dem englischen Rebel, wenn die biderben Scherze ländlicher Agitatoren wieder höchstens bis zur nächsten Kreisstadt ein Echo finden, wenn die Westenhols wieder ihren ehelichen oder hysterischen politischen Unwillen im Kreis der wännlichen Familienmitglieder versprechen: erst dann wird's mit der Erörterung des Frauenstimmrechtes ernst. Erst wenn die suffragette verschwand, kann das weibliche suffragium möglich werden.

Johannes W. Harnisch.



Ein Erlöser von der Frauenemanzipation.

In der Literatur der Gegenwart erregt jede geistige Berwegenheit, jedes originelle Draufgängerthum, mag es auch nur ein temperamentvoller Burzelbaum oder eine fossile Raietät sein, lebhaftes Interesse. Der Aufsatz des Sanatoriumsleiters Dr. Georg Groddeck, das Fragment aus seinem Buch „Hin zur Gottnatur“, hat denn auch beinahe sensationell gewirkt. Von einem elhischen Furor durchtränkt, mit stolzer Souverainetät in einer bestechenden Form vorgetragen, schmeichelt er sich bei Ethikern und Aestheten ein.

In zwei Hauptthesen konzentriert sich Groddeck's Glaubensbekenntniß vom Weibe. Ein Nehmen ist's und ein Geben. Er nimmt ihm die Persönlichkeit. Das Weib ist keine Persönlichkeit; niemals. Feuerig beschwört er den Leser, an ihrer Unpersönlichkeit festzuhalten, daran, daß sie nicht schaffen kann, daß sie nur ein Nebenumstand in der Schöpfung ist (er nennt sie „eine vorübergehende Erscheinung“); denn sie hat keine Persönlichkeit.

Dächte ich dabei an Peter Schlemihl, es wäre nicht zutreffend. Schlemihl verlor nur seinen Schatten, die Frau aber verliert, nach Groddeck, ihre eigentliche Wesenheit und behält nur den Schatten.

Die Frau ohne Persönlichkeit! Das klingt fast wie eine Jahrmarkts- oder Panoptikums-Reklame. Eine Frau ohne Unterleib machte im Panoptikum Furore. Die Persönlichkeit des Menschen ist seine Seelenhaut. Kaltblütig zieht dieser Herr sie dem Weibe ab.

Groddeck als Geber. „Gottnatur“ giebt er der Frau. Sie ist Herrliches, unennbar Heiliges, Madonna; sie ist wie der Sternenhimmel, wie die Sonne, das Meer und so weiter: sie ist Gott, Gottnatur. In der Bibel steht: Den geistig Armen (dem Antifeministen sinds die Frauen) gehört das Himmelreich. Der liebe bescheidene Mann begnügt sich mit dem Erdenreich.

Aufrichtig gesagt: Ich glaube weder an die grandiose Heiligkeit der Frau noch daran, daß sie der Persönlichkeit bar ist. Ich glaube nicht, „daß es Pflicht des Weibes ist“, mit allen Mitteln, die je Frauenlist gefunden und erdacht, einen Mann zu gewinnen, und daß Dies „das Ziel aller weiblichen Erziehung sein sollte.“ Abgesehen davon, daß Männerfang und Gottnatur sich nicht gut reimen: müßte bei dieser Jagd nach dem Manne nicht ein Sturz der Ethik erfolgen, der die gepriesensten Tugenden des Weibthumes, ihre weilsenhafte Bescheidenheit und lilienhafte Reinheit, ihre mimosenhaft keusche Zartheit und alles Aehnliche miterkschlüge?

Ich glaube nicht daran, daß die Frau „von ihrem ersten Kind an ein Gemisch von Mädchen und Mann wird“ Für „eine wissenschaftlich festbegründete und unumstößliche Thatsache“ hält Groddeck dieses neckische Naturspiel. Du lieber Gott! Die Richter und Inquisitoren, die einst die Hergen-

morde verübten, hielten auch die Hexerei für eine wissenschaftlich festbegründete und unumstößliche Thatsache. Und ehrenwerthe Männer waren sie Alle. Und in der That: Weiber ohne Persönlichkeit mit einem Heiligenschein, auf Männerfang dressirt, als Mütter halb Mädchen, halb Mann, sind sie nicht etwas hexenähnlich, fabelwesenhaft? Und hat nicht Groddeck in seiner Pfylogonomie einen leisen, feinen, schwärmerischen Hexenrichterzug?

Ich glaube nicht, „daß die Frau nur zum Dulden und Tragen und Dienen und zu nichts Anderem geboren ist“. Groddeck sagt; und Groddeck ist ein ehrenwerther Mann.

Weh, Weh, dreimal Weh über Euch Frauen, die Georg Groddeck mit einer Dornenkrone bestülpt, während er für die männlichen Klagen den Lorber bereit hält! Dornenkranz und Heiligenschein!

Nicht wahr, meine lieben Schwestern, Ihr ambitionirt nicht, zum Stamm der Christus zu gehören und durch sieben Schwerter in der Brust die Madonna zu markiren? Als einfache Menschen, gleich Euren Brüdern, flechtet Ihr gern, ab und zu wenigstens, roth: Rosen in die Passionblumen. Freude ist die Desinfektion der Seelen, die schwerblütig und beladen sind. Haltet den Dieb, Ihr Frauen, der sie Euch stehlen will. Henkt ihn!

Selbst Elefant und Kamel sind nicht dazu geboren, Lasten zu tragen. Tragen sie sie doch, so ist's, weil sie ihre Kraft nicht kennen. Gerathen sie in Wuth, so zermalmen sie wohl ihre Herren und Wächter.

Warum lernt Ihr Eure Kraft nicht kennen, warum gerathet Ihr nicht in Wuth, meine sanften Schwestern, auch dann nicht, wenn der ehrenwerthe Herr dekretirt, daß „die Frau nur Pflichten hat, aber keine Rechte“. Werweigert Euch Rechte? Der Mann. Kann er es? Ja, er macht die Gesetze.

So entkrafft ihm das Monopol der Gesetzgebung (und mühtet Ihr als Suffragettes die Werbetrommel rühren). Monopole sind Hemmschuhe der Entwicklung. Mit diesem Monopol bildet das starke Geschlecht einen Männertruff, der sich gegen die Betheiligung der Frau an den gewinnbringenden Geschäften des Lebens wendet.

Meint Ihr Brüder vielleicht, je weniger Lebensfreuden Euren Schwestern zufallen, desto mehr werden auf Euch kommen? Las ich doch einmal, daß die Frauen resignirter stürben als die Männer, weil sie mit dem Leben keine Genüße aufzugeben hätten.

Wäre der Verfasser des Artikels „Die Frau“ ein Semit, so würde ich ihn für einen in den Traditionen seines Volkes Befangenen halten. Die männlichen Juden dankten in ihrem Gebet Jehooa, daß er sie nicht als Weiber schuf.

Ich glaube nicht, daß es „sinnlose, verruchte Phrasen sind, daß das junge Mädchen aus Liebe heirathen soll“. Ich glaube nicht, daß die Liebe, die zur Eheschließung führt, „ein Verbrechen ist, da der einzige Sinn der Ehe

ein wohlgerathenes Kind ist“. Es entbehrt nicht einer gewissen Brutalität, wenn Broddeck der keuschen, zärtlichen Jungfrau zumuthet, den Akt der Liebe als eine maschinelle Prozedur zum Zweck der Erzeugung tüchtiger Kinder aufzufassen. Ein Helotendienst, den das Weib der von Broddeck verheiligten Gattung schulden soll. Fast könnte man dabei an eine Sitte des Alterthums denken, die die Desfloration der Jungfrauen (Priester vollzogen sie) zu einem religiösen Akt stempelte.

Ich glaube nicht, daß das Weib in der Zeit der Menstruation „unzurechnungsfähig ist, an Körper und Geist völlig zerrüttet und in Aufruhr gebracht, einem periodischen Raptus“ verfallen. Warum ich es nicht glaube? Raptus hin, Raptus her: meine Köchin kocht in den ominösen Tagen (Broddeck's wahrscheinlich auch), meine Näherin näht, drüben die ältere Tochter unterrichtet, eine jüngere ist in der Schule eifrige Lernerin. Die Schauspielerin spielt, die Telephonistin telephonirt, die Frauenrechtlerin hält einen Vortrag: und Niemand ahnt etwas von den fürchterlichen, ans Irrenhaus streifenden Zuständen dieser traurigen Geschöpfe.

Glaubhaft, daß Broddeck in seinem Sanatorium mit hysterischen andere Erfahrungen gemacht hat. Vielleicht ist ihm einmal eine Raptushaberin zu Leibe gegangen. Gewiß (ich nehme es an) dispensirt er seine Krankenwärterinnen, während sie den „Raptus“ haben. Er wird auf seine Kranken doch nicht Furien loslassen.

Sollte Herr Broddeck unvermählt sein, so wünsche ich ihm als Gattin eine starke Persönlichkeit (keine Kantippe, da ich nicht rachsüchtig bin). Und er wird den Weg nach Canossa, so Gott und seine Frau will, antreten.

Hedwig Dohm.



Die Renaissance des Oesterreichthumes.

Das Auferstehen von Toten ist ein Wunder. Dabei macht es keinen Unterschied, ob es sich um Menschen oder um Gefühle handelt. Solche Wunder kann man nun manchmal in Oesterreich erleben, wo das Unnatürliche auf der Tagesordnung steht und das Selbstverständliche im Glanz des Ungewöhnlichen in die Erscheinung tritt. Pocht in anderen Staaten der Feind an die Thore, dann erhebt sich Jung und Alt zur Vertheidigung des Vaterlandes. Keinem wird einfallen, von einem außergewöhnlichen Ereigniß zu reden. Heißt das Land jedoch Oesterreich, dann ändern sich sofort die Verhältnisse. Als während der frohigen Winterzeit das übermüthige, aufgestachelte Serbenvolk gegen das Reich der Habsburger die Büsche frisch gellefelter Kanonen drohend richtete, fühlte man zwischen der Elbe und Adria das Wesen eines fremden, belebenden, aufrichtenden Geistes. Ohne Song und Klang war vor Jahren das alte gute Oesterreichthum begraben worden: und nun hatte es den Deckel der kalten Gruft gesprengt. Im Drang kritischer

Tage konnte man diesem Geschehniß nicht nachsinnen; man vermochte nicht einmal seine Bedeutung voll zu erfassen. Rief nur die Noth des Augenblicks die Bedröhten zu gemeinsamer Abwehr zusammen? Oder ließen aus dem Schlaf Herwede, noch Träumende hinter dem zuversichtlich starken Baron Kettenhal her, der so hell wie Keiner vor ihm die Siegestrompete blies? Die Zeit der Mobilisirung war für nachdenkliche Betrachtungen nicht geeignet. Man freute sich nur, daß Alles so glatt ging und daß der Koloss Oesterreich-Ungarn, den sich Viele wie das Reich des Zaren auf thronetren Füßen ruhend dachten, kräftig zu marschiren verstand. Doch jetzt sind die Wolkenschwaden längst versflozen. Alle Unruhe ist verschwunden und der sich sicher fühlende Bürger denkt nicht mehr an Krieg und Kriegsgeschrei. Da ist wohl die Stunde gekommen, nachzudenken, welche Ursachen die Renaissance des Oesterreichthumes bewirkt hatten.

Suchen wir uns zuerst in die Stimmungswelt vergangener Tage zurückzuversetzen. Der politische Grundton in dem Länderkonglomerat der Habsburger war ein durch Sorglosigkeit gemilderter Pessimismus. Fürst und Volk konnten sich keins ruhigen Lebens erfreuen. Das Wort Türkennoth vermag heute nicht mehr all die Schrecken auszubilden, die es für ferne Jahrhunderte enthielt. Um seinen ganzen Sinn zu begreifen, muß man sich erst mühsam in die Tage zurückträumen, da Wien mit seinen Wällen und Thürmen noch eine Grenzfestung war. Wie oft schien es, als würde das Kreuz, das die Habsburger fest in Händen hielten, verschwinden und der Halbmond über den Thälern und Bergen Mitteleuropas aufleuchten! Aber nicht nur die grüne Fahne des Propheten zog Unheil verkündend von Ost nach West. Wer kann mit wenigen Sätzen ausdrücken, welche Gefahren sonst noch über die Lande der Habsburger hingogen? Maria Theresia schrieb in reiferen Jahren: „Nicht mehr als etliche Tausend Kronen waren in den Kassen; der in- und ausländische Kredit fast völlig zu Boden; wenig Einigkeit unter den Ständen und Ministern; das Volk in der Hauptstadt so zaumlos wie schwierig und auf die nämliche Art fast in denen Ländern; kurz: Alles sah einem allgemeinen halbigen Verfall und Zerrüttung gleich.“ Das war anno 1740. Unter solchen Verhältnissen konnte sich kein beruhigender Optimismus einstellen. Als das große Gewitter der Revolution über Frankreich niedergegangen war, kamen die am klarsten Denkenden im Kaiserstaat vollends aus dem Gleichgewicht. In den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts hatte man nur das kumpfe Gefühl, daß tiefgehende Wandlungen im Bilde des Staatslebens bevorstünden. Man ahnte das Erwachen neuer gewaltiger Probleme, ohne auch nur die Richtlinien der Zukunftsentwicklung erspähen zu können. Der Zustand der Unsicherheit wurde ärger. Darunter litten Fürst und Rathgeber. Nichts ist schrecklicher als ein Blick in die Tagebücher des Freiherren Karl Friedrich Rübeck von Rübeck, der dreier Kaiser von Oesterreich vertrauter Rathgeber war. Wo man sie auch aufschlägt: auf jeder Seite fast wird man an das Raufen einer Revolution erinnert, über deren Charakter keine Klarheit besteht. In dieser drückenden Ungewißheit ersahmten die Fühligkeiten und man dachte nicht an vorwaukelnde Weierungen; man obgte „sta' als' eine ndw' nter ein. Kaiser Franz sagte, wie Rübeck berichtet, am Beginn der dreißiger Jahre: „Jetzt ist keine Zeit zu Reformen; die Völker sind wie schwer verwundet.“ Nicht weniger instruktiv wirken die jüngst veröffentlichten Tagebücher des Grafen Prokech von Ofen. Die Eintragung vom ersten Januar 1831 lautet: „Diskussion mit Baron Marschall (einem österreichischen Diplomaten) über den Stand der europäischen

Verhältnisse. Er sieht den Untergang der österreichischen Monarchie als unaufhaltsam nahend an. Schreiten wir mit dem Zeitgeist vor, so zerfällt unser Ländergebiet; schreiten wir nicht mit, so werden wir erdrückt.“ Reihliche Klänge kann man aus den vertraulichen Aeußerungen Metternichs herausgehören. Die nachgelassenen Schriften des Staatskanzlers sind von bösen Ahnungen erfüllt. Der Pessimismus, der vor dem Jahr 1848 geherrscht hatte, verschwand auch nach der Revolution nicht. Im Lauf der Jahre griff die trübe Vorstellung der schwankenden Existenz Oesterreich-Ungarns auch auf das Ausland über. Fürst Schlobowicz zu Hohenlohe-Schillingsfürst erzählt im zweiten Band seiner Denkwürdigkeiten, daß er im Jahr 1892 in Wien die Frage zu beantworten suchte: „Sind Anzeichen vorhanden, daß der Zerfall der österreichischen Monarchie jetzt eine raschere Ganganart einschlägt?“ Da können die wunderlichen Meinungen, die sich in England und Frankreich verbreiteten, eigentlich gar nicht mehr befremden. In diesem Zusammenhang betrachtet, werden, zum Beispiel, die Schriften André Chéradames, die sonst absurd erscheinen müßten, einigermaßen verständlich.

Die pessimistische Grundstimmung schloß aber ein starkes Vaterlandgefühl nicht aus. Von den Deutschen Oesterreichs war der Staat vornehmlich aufgerichtet worden; ihr Blut gab das Bindemittel, das die einzelnen Länderblöcke zusammenhielt. Die Deutschen fühlten sich als Träger Oesterreichs, in ihnen lebte ein kräftiges Staatsgefühl; aus ihrem Kreis wuchs die seltsame, leider bisher noch zu wenig unterdrückte Pflanze des alten Oesterreichertumes hervor. Wann immer eine Woge patriotischer Begeisterung über das Reich der Habsburger hinlief: die Deutschen hatten sie zum Aufschwümmen gebracht. In der Zeit Napoleons sangen deutsche Dichter die anfeuernden Freiheitlieder. Deutsche haben die feinsten Blüten der vaterländischen Geschichtsschreibung bewirkt, die nach den Franzosentagen ausbrach. Selbst in den bausen Jahren der Gegenrevolution waren die Deutschen enger als alle anderen Volksstämme mit dem Staat verwachsen, wie schmerzlich sie auch den Druck der starren Autoritätsherrschaft empfinden mochten. Die Vorbedingung der absolutistischen Machtentfaltung war im Kaiserstaat die Durchsetzung centralistischer Verwaltungsprinzipien; und der Centralismus hat nicht aus Liebe, sondern aus praktischen Rücksichten das Deutschtum gefördert. Durch die Revolution war die bevorzugte Stellung des ersten Kulturvolkes Oesterreichs geschmälert worden; doch brachte die Umwälzung bürgerliche Rechte. Der Absolutismus nahm nach 1848 die bürgerlichen Freiheiten, aber er verhalf zur alten nationalen Vormacht.

Doch die entwickelteste Nation Oesterreichs, die den Parlamentarismus vor der Revolution so heiß ersehnt hatte, wünschte ihn dennoch mit nur künstlich unterdrückter Leidenschaftlichkeit zurück. Aber mit dem neuen Beginn des Verfassungslebens hämmerten auch ernste Sorgen auf. Nach der Wiederaufrichtung der Konstitution ging es mit einigen Unterbrechungen anderthalb Jahrzehnte leidlich fort. Mehr der Abstinenz treibenden Unklugheit der Czechen als der eigenen Stärke konnten es die Deutschen danken, daß sie den Staat weiterhin beherrschen durften. In diesen anderthalb Jahrzehnten erreichte das Oesterreichertum seinen stärksten politischen Ausdruck. Die Deutschen fühlten sich so ganz als Oesterreicher und sahen die westliche Reichshälfte so sehr als ihren Staat an, daß sie die Schaffung nationaler Schutzwälle unterließen. Bald sollte sich die Arglosigkeit bitter rächen. Gegen Ende der siebziger Jahre brach das schwache Gebäude des deutsch-liberalen Regimes zusammen. Die neuen Mächte, die aus den Ruinen emporstrebten, führten einen

vollständigen Umschwung herbei. Graf Taaffe, der früher in deutschen Ministerien geessen hatte, begann, den Deutschen Oesterreich den Sarg zu zimmern. Der Einheitstaat wandelte sich allgemach in einen Völkersaat um und der Schutt, der beim Niederreißen Jahrhunderterte alter Gebäude herabfiel, bedrohte die Köpfe des Volkes der einstigen Reichsbaumeister. Die Deutschen mußten zurückweichen.

Nun fing eine neue Periode im politischen Denken dieser Nation an. Die Kraft, die sich nicht mehr schöpferisch ausleben konnte, drängte zu radikalen Negationen. Eine deutschnationale Bewegung entstand und allgemach verlöschten die Dichtlein des Oesterreichthumes. Man sang „Deutschland, Deutschland über Alles“; immer weitere Kreise der Intelligenz, besonders der Jugend, begannen, sich geistig von Oesterreich loszusagen. Der Bismarckult griff um sich; Richard Wagner, der Vielen durch seine unsterblichen Werke theuer geworden, wurde als nationaler Verkünder und Erwecker gefeiert. Georg von Schönerer konnte auf seine größten Erfolge blicken. Die „Wacht am Rhein“ erschalle, wo immer sich in den achtziger Jahren deutsche Jünglinge zusammenfanden. Aus bewußten, ja, verliebten Oesterreichern waren nadersteife Söhne einer bestimmten Nation geworden. Weil das früher theuere Vaterland zu eng wurde, suchte man sich auf den weiten Fluren eines Staates der geeinigten Deutschen heimlich zu machen. Bismarcks urgewaltige Schöpfergabe hatte aus Trümmern das Deutsche Reich gar herrlich aufgerichtet; jetzt schwärmte man schon von einem größeren Deutschland. Oesterreich entschwand vielen Blicken, weil sich dichter Nebel der Verzweiflung über dieses in einem damals noch unverstandenen Umbau befindliche Staatswesen senkte.

Bei den Deutschen war das Oesterreichthum erfordern; bei den im raschen Vormarsch begriffenen anderen Völkern kam es noch nicht zur Geltung. Die Polen, die unter den österreichischen Slaven die stetigste nationale Kulturarbeit hinter sich hatten (das traurige Schicksal der Geschichtslosigkeit blieb ihnen erspart), standen ihrem neuen Vaterland fremd gegenüber. In ihnen glomm die Hoffnung, daß Polen noch nicht verloren sei. Daher konnten sie nur mit halbem Herzen bei der neuen Reichsgemeinschaft sein. Auch fühlten sie sich noch nicht gesättigt; Eroberungspläne beschäftigten ihre Hirne. Es gab ja mancherlei nationale Arbeit; man mußte sich also mit Sonderbestrebungen beschäftigen. Für die Czechen wurde nun zum frohen Tanz aufgespielt. Dieses Volk hat in wenigen Jahrzehnten das fast verloren gegangene Nationalbewußtsein zur mächtigen Flamme angefaßt. Doch die nationale Erneuerung war noch nicht zur Vollendung gediehen. So absorbierte die völkische Bethätigung alle Kraft der Köpfe und alle Gefühle der Herzen. Auch wollte man sich mit den bedeutenden Errungenschaften, die jedes Jahr in seiner Chronik verzeichnete, nicht zufrieden geben. Mit dem Essen wuchs der Appetit. Statt dankbar zu sein, grüßte man über die Dürftigkeit der Tafel. Oesterreich wurde nicht jauchzend umworfen, nicht wie eine liebende Mutter überschwänglich ans Herz gedrückt, sondern kalt zurückgestoßen. Einzelne undankbare Fanatiker dachten sogar über den Staat wie Franz Moor über seinen Vater. Auch die Südslaven waren nicht befähigt, dem verschwindenden Oesterreichthum Heimstätten zu eröffnen. Von den Ruthenen aber, den Paria, konnte man einen flammenden Patriotismus nicht erwarten. Dieses Bauernvolk stellte zwar für Kaiser und Reich tapfere Soldaten; aber die bedauernswerthen ostgalizischen Dorfproletarier hatten von dem Segen rechtsstaatlicher Kultur wenig erfahren. Die Ruthenen sitterten in Oesterreich vor den Polen wie in Rußland vor dem Javen. Welche krause Vor-

stellungen mußten sich da vom Kaiser und Reich festsetzen? Kein Wunder, wenn diese zur Treue geborene, nicht durch Selbstdenken erzogene Nation bei heimathlichen Festen Fahnen folgt, die das Bild des Nationalhelden Jan Majeppa zeigen . . .

Die nationalen Einzelbewegungen hatten also wirklich das gesammtnationale Gefühl erstickt. Trotz Alledem lebte der Staat weiter; oder er vegetirte doch. Die vielen Theile wurden nicht durch einen lebendigen Gemeingeist zusammengehalten, sondern nur durch die eiserne Nothwendigkeit zusammengezwängt. Die Bürger wirkten und strebten wohl in Oesterreich, aber Oesterreich lebte nicht in den Bürgern. Das heilige Feuer des Patriotismus, das früher von den Deutschen unterhalten wurde, war verlöschen, weil man seine Wächter aus dem Tempel gestoßen hatte.

Die rastlose Zeit, die der Erde das harte Panzerkleid des Winters umlegt, bringt auch das keusche Erwachen des Frühlings, die frohlich aufquellende Lebensfreude. Sie reißt Wunden auf, daß das Blut hoch aufspritzt, und sorgt dann dafür, daß die Schmerzen vergehen und die Wunden vernarben. So bemächtigte sich auch der tief gedemüthigten, in ihrem starken Glauben erschütterten Deutschösterreich nach fast zwei Jahrzehnten der geistigen Vaterlandslust eine neue Gesinnung. Der kühne Vorstoß der vereinigten Slaven, der in den Tagen des Graf Radent gewagt wurde, hat die Deutschen aus Nebelträumen aufgeschreckt und zu einer aktiven Politik der Gegenwehr gezwungen. In dem Kampf gegen die Sprachverordnungen lernten sie erst die in ihnen schlummernde Kraft erkennen. Einem Volk, das solche Energie entfalten konnte, brauchte um die Zukunft nicht bang zu sein; denn ein Staat, der so sehr von einem Theil seiner Bevölkerung abhängt, muß gewisse Rücksichten walten lassen. Wohl mag es vorkommen, daß man sich an unantastbaren Rechten frevelhaft verständig wagt, aber es wird nicht gelingen, den Vorjag auszuführen. Es muß beim Vorhaben bleiben. Diese Erkenntniß kam aufmunternd dem Gefühl zu Hilfe, das den Deutschösterreichern tief in die Brust gesenkt ist. Die Liebe zum heimathlichen Boden erscheint in den deutschen Gauen zwischen den Sudeten und dem Karst wundervoll entwickelt; und wie die Heimathliebe fest wurzelt, so ist auch das Vaterlandgefühl gut verankert. Man kann das natürliche Empfinden wohl für einige Zeit überschreien und zurückdrängen, doch nur scheinbar extören. Mit ihrem Selbstvertrauen fanden die Deutschen wieder ihr Vaterland. Und nun begann man, ruhiger zu überlegen. Was war geschehen? Die Slaven hatten sich in den Sattel geschwungen, um zu reiten; sie wollten nicht mehr Fußvolk sein. Konnte man ihnen Das verargen? Sie verlangten nach eigenen Richtern, nach eigenen Beamten, sie suchten ihrer entwickelten Sprache Bollwerkzeit zu erringen. Die Art, wie Das geschah, war verwerflich; die Rücksichtslosigkeit forderte schroffe Zurückweisung. Aber man fing doch an, das Recht der Nationen auf nationales Eigenleben auch für Oesterreich gelten zu lassen und den Grund des Uebels nicht in den Personen, nicht nur in den Ambitionen, sondern vor Allem in den ungewohnlichen Einrichtungen des Staatswesens zu erkennen. Dr. Karl Renner sprach zuerst klar und scharf aus, was Viele dachten; er baute in der staatsrechtlichen Theorie ein Oesterreich der nationalen Autonomie auf und zeigte, daß darin das Glück und der Friede wahren müßten. In den Kreisen der Intelligenz gewann der neue Prophet bald überzeugte Anhänger. Doch noch größer war sein Erfolg, als die Sozialdemokratie seine Ideen aufgriff. Das eben ist das Charakteristische dieser Epoche, daß die industrielle Arbeiterschaft und die sterbende Landbevölkerung, vereint mit dem städtischen Mittelstand, an Macht gewonnen. In diesen

beiden Heerlagern herrschte jedoch ein in nationaler Hinsicht verständlicherer Geist. Gewiß: noch immer gab es eine starke Gruppe intransigentcr Deutschen, in der das Oesterreichthum keinen Platz fand und der alldeutsche Gedanke siegreich blieb. Am des zwanzigsten Jahrhunderts Anfang feierten die Wldeutschen sogar große Wählerfolge. Dann fingen die persönlichen Jänkereien der Führer an, ein Selbsterheißungsprozeß begann, Schmutzfluthen ergossen sich und arger Gefank krieg empor. Deutsche Treue war hier nicht am Werk, deutsche Charakterfestigkeit waltete da nicht. Mit Abscheu wandten sich Viele ab. Tastend fanden sie sich wieder ins alte Oesterreich zurück, das freilich nicht mehr dem Oesterreich der alten Zeit glich.

Doch mit der Beseitigung des heillosen Zwiespalts hatte es noch nicht sein Bewenden. Das Oesterreichthum erwachte nicht nur neuerdings, sondern überwand sogar den müden Pessimismus, den es immer wie Bleigewichte mit sich geschleppt hatte. In den Tagen der langwährenden ungarischen Krise wurden in Eisleithanien größtoesterreichische Wünsche wach und von den Deutschen vertreten. Man glaubte, daß der gar oft tolgesagte Staat, der im Jahr 1867 in zwei Theile zerrissen ward, nicht zerbröckeln, sondern in einer wohlgegliederten Einheit aus den Stürmen und Erschütterungen hervorgehen werde. Oesterreich hatte endlich einen Platz in der Zukunft; man vertraute auf das Vaterland. Als dann das verfallene Parlament der Privilegirten abgetragen wurde, damit für eine ungekünstelte Volksvertretung Raum werde, als sich Oesterreich leicht wie ein gelenkiger Jüngling die bunt zusammengelickten Kleider der politischen Sonderrechte auszog, um in ein weites schönes Gewand von modernem Schnitt zu schlüpfen, da verflüchtigte sich die Steppis. Man fühlte sich stark genug, zu Oesterreichs Heil und Frommen noch mehr zu leisten. Jeder hoffte nach seiner Art.

Neben den politischen Erscheinungen darf ein anderes Moment nicht übersehen werden. Der Staat fand in dieser Zeit einen Historiker, der die Fähigkeit besaß, das Interesse für die vaterländische Geschichte zu erwecken. Anton Springer, der ein lesenswerthes Werk über das Oesterreich in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts geschaffen hat, sagt in seinen Memoiren: „In Wahrheit schrieb ich eine lange Krankheitsgeschichte. Warme Brusttöne anzuschlagen, die Leser zu erheben und zu begeistern, sie von Szenen siegreicher Tapferkeit zu solchen des nationalen Stolzes und der patriotischen Hingabe zu führen, blieb mir versagt.“ Dem Buch fehlt es an aufstachelnder, mitreißender Zuversicht. Stille Resignation liegt über ihm. Springers Nachfolger konnten den Weg zum Herzen des deutschen Volkes nicht finden. Der emsige Klerikale Helfert ließ kalt, Krones hatte auf seiner Palette zu wenig Farben, Rogge (wie Gift) aus. Auch Mayer blieb in der ersten Auflage seines Geschichtswerkes bei einem trockenen Ton. Da kam Einer, der den Pinsel zu führen verstand, der seine Bilder fein zu nuanciren wußte, der mit dem Herzen schrieb. Heinrich Friedjung's „Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland“ ist kein Werk, das man in das für die heerdömmliche patriotische Literatur bestimmte Fach steckt. Es enthält gar manche wichtige Anklage, die aber nicht kalt hervorquillt, sondern von glühender Liebe erfüllt ist. Es lehrt Oesterreichs Fehler erkennen, zeigt aber auch Oesterreichs Vorzüge. Und vor Allem: es umgiebt die Zukunft nicht mit Hoffnungslosigkeit. Dieses Werk hat eine weitere Verbreitung gefunden als irgendeine andere Oesterreich gewidmete historische Arbeit; es hat Schule gemacht. Friedjung selbst ist bei dem ersten Werk nicht stehen geblieben, trotzdem ihm kein augustisch Alter blühte und keines Medickers Wille lächelste.

Wie in der Geschichtschreibung, so machte sich in der schönen Literatur ein neuer Zug bemerkbar. Von den großen österreichischen Dichtern, die uns theuer sind, hat keiner die Flamme der vaterländischen Begeisterung angefaßt. Grillparzer war zwar das Fleisch gewordene Oesterreich und seine Werke sind das beste Spiegelbild der Zeit. Aber seine Epoche kannte neben Zuneigung viel Haß, neben Begeisterung dumpfe Verzweiflung. Die Epigramme des einsam wandelnden Dichters enthalten hundert Wahrheiten, doch auch hundert Stachel. Es ist vergrämte Liebe, schmerzvolle Innigkeit, ein Leben voll Hingebung und Enttäuschung. Aus Grillparzers Büchern können nur die ganz Wenigen, die tief zu graben verstehen, Trost und Aufmunterung herausholen. Die anderen Weiser haben überhaupt nicht versucht, sich mit Oesterreich eingehender auseinanderzusetzen. Hofegger hat wohl die grüne Steiermark besungen; doch nur sie, nicht Oesterreich, beschäftigte sein dichterisches Auge. Die wiener Dichter blieben mit ihrem Interesse wieder am Stefansthurm hängen. So fehlte es in Oesterreich an einem österreichischen Dichter, bis die Zeit auch hier Wandel schuf. Wie ein Herold, der einem Zuge voraneilt, sprengte Rudolf Hans Bartsch einher. Seine „Hündl aus der Steiermark“ und gar seine „Haindlinder“ sprachen die in der Literatur fremde Sprache des warmen Oesterreichthums. Was man vor zehn Jahren wahrscheinlich nicht ohne Protest hingenommen hätte, Das wurde jetzt mit jubelnder Begeisterung gehört. Der selbe Bartsch, der den alten Haindl, den guten Deutschösterreicher, mit so viel Liebe vor uns hingestellt hat, war vor einigen Jahren noch ein an Oesterreich Verzweifelnber, ein Irrender. Damals erschien anonym sein Buch: „Als Oesterreich zerfiel . . . 1848“ und dieser Titel sagt schon Alles. Daß Bartsch nicht allein bleiben wird, beweist ein anderes Werk, das schon von der Renaissance des Oesterreichthums erfüllt ist: Emil Ertls Roman „Freiheit, die ich meine“.

All diese Strömungen waren schon vor Jahresfrist vorhanden, aber man hatte sie nicht beachtet. An ihren Zusammenhang dachte man eben so wenig, wie man ihre Entstehung zu begründen suchte. Es bedurfte erst eines außergewöhnlichen Ereignisses, das die verschiedenen Bächelein auf eine Mühle leitete. Dieses Geschehnis war der Konflikt mit Serbien. Das sonst traumberloren einherziehende Oesterreich mußte sich aufraffen; ein großer Augenblick war gekommen. Oesterreich-Ungarn konnte die Probe glänzend bestehen; sein fester Wille brachte die Gegner zum Weichen. Wäre jedoch nicht die Renaissance des Oesterreichthums vorhergegangen, so hätte der große Wurf vielleicht gar nicht gewagt werden können; jedenfalls würde sein Gelingen zweifelhaft geblieben sein. Denn haben in den Monaten der gefährlichen Verwickelungen auch alle Völker ihre Pflicht gethan, so waren doch die Deutschen mit dem heiligsten Feuer der Begeisterung bei der Sache.

Das alte Oesterreichthum ist in den Deutschen wieder lebendig geworden. Doch die Mäthen, die es heute treibt, sind anders als die vor der Aera Laaffe aufgebrochenen. Ist die nationale Hochstuth verrauscht, so hat sich doch ein gesundes nationales Empfinden erhalten. Und die Vorstellungen vom Staat wurden unter dem Zwang der Verhältnisse so revidirt, daß jetzt einem gerechten und billigen Ausgleich der Völkerinteressen kein unüberwindliches Hindernis mehr entgegensteht. Oesterreich hat seine Deutschen wiedergefunden; nun heißt es; sie festhalten. Die Verantwortlichen müßten blind sein, wollten sie sich dieser Pflicht entschlagen.

Wien.

Richard Charney.

Männlich und Weiblich. *)

Wenn des Lenzes milder Hauch die Erde wachläßt und junges Grün das kahle Land vergaubert, wenn die Blumen sprießen und die Schwablen nisten, wenn die Lerche steigt und Feld und Wald jubelkren, dann schwillt auch unsere Brust von Sehnsucht und Liebe, dann leimt und treibt und blüht es in unseren Herzen, dann zieht es die Geschlechter zu einander, dann fühlen sie in ihrem Tiefsten die Zusammengehörigkeit zu einem Gange des Lebens. Der Tod vernichtet unablässig. Die Geschlechter erneuern das Leben und machen es unsterblich über alle Vernichtung hinweg.

Wieht es eine größere Leistung des Lebens als die der Geschlechter? Kann sich irgendetwas messen mit dem Wunder von der Erneuerung des Lebens? Und wenn nicht, muß nicht das Dasein der Geschlechter auf einer fundamentalen und notwendigen Einrichtung der Natur beruhen? Gewiß und selbstverständlich, werden Sie antworten. Aber so antwortet nicht die heutige Biologie. Sie sagt kühl: Die Geschlechter sind nichts Fundamentales, nichts Prinzipielles, nichts Notwendiges. Sie sind unerhebliche Einrichtungen, Einrichtungen untergeordneter Art.

Wie? schreien Sie auf. Etwas, das durch die ganze Natur geht, das immer und überall vorhanden ist, das die größte Leistung des Lebens vollbringt, soll untergeordnet sein? Darauf sagt die moderne Biologie: Mein Lieber, erzeuge Dich nicht. Deine Voraussetzung, es gebe überall die beiden Geschlechter, ist falsch. Denn ersens fehlen die Geschlechter in der ganzen großen Gruppe der einzelligen Lebewesen. Und diese pflanzen sich doch auch fort. Und ferner ist das Zusammenwirken der Geschlechter selbst dort nicht immer nötig, wo sie existiren. Bei den Bienen, zum Beispiel, giebt es außer der zweigeschlechtlichen Zeugung, aus der Königin und Arbeiterinnen, also weibliche Individuen hervorgehen, auch noch die eingeschlechtliche Jungfernzeugung, die Parthenogenese, die aus dem völlig unbefruchteten Ei männliche Bienen, die Drohnen, entstehen läßt. Ja, man kann noch einen Schritt weiter gehen. Die Vermehrung vieler Lebewesen bedarf selbst des Eies nicht. Abraham Trembley zerschnitt zuerst einen Säuwasserpolypen in viele Stücke. Und jedes wuchs zu einem neuen Individuum heran. Aus einer Hydra wurden zehn. Jeder Gärtner, der Stecklinge in die Erde setzt und aus ihnen neue Pflanzen zieht, braucht weder Blüthenstab noch Stempel dazu. Die ungeschlechtliche Vermehrung beweist also schlagend, wie wenig notwendig die Geschlechter zur Erneuerung des Lebens sind.

Diese Entgegnung wirkt ja zunächst wie ein kalter Wasserstrahl auf unser heißblütiges Naturgefühl. Die Logik der modernen Biologie scheint schlüssig. Aber sie scheint nur so. Es giebt Sätze von zunächst unangreifbarer Dogmatik, gegen die sich unser Instinkt auflehnt. Wer aber wirkliche Verwandtschaft mit der Natur hat, der fühlt, daß die Antwort unserer Biologen nicht richtig sein kann.

Die einzelligen Wesen, an welche die Logik unserer Lebensforscher zuerst angeknüpft hat, pflanzen sich gewöhnlich durch Theilung fort. Aus einer Zelle ent-

*) Ein Kapitel aus dem ersten und schönen Buch „Vom Leben und vom Tod“, das der bekannte, von einer treuen Gemeinde umringte Arzt und Biologe Wilhelm Fließ in den letzten Septembertagen bei Eugen Diederichs in Jena erscheinen läßt.

stehen zwei, aus zweien vier und so weiter. Das geht eine ganze Weile so. Dann aber kommt ein neues Stadium, die Konjugation. Je zwei und zwei Zellen legen sich an einander, paaren sich und lassen ihre Kernsubstanzen mit einander in Beziehung treten oder verschmelzen. Dann gehen sie wieder auseinander und sind nun zu neuer Vermehrung durch Teilung befähigt, bis endlich eine abermalige Konjugation eintritt. Unterbleibt die Konjugation, wird sie künstlich, experimentell verhindert, dann erlischt die Fähigkeit der Zellen, sich durch Teilung zu vermehren, und die Individuen gehen zu Grunde. Sie sterben, wie Alles, was vom Leben stammt. Das hat zuerst Maudsley überzeugend gezeigt. Mit der prinzipiellen Unsterblichkeit der Einzelligen ist es also nichts. Ganz abgesehen davon, daß gewöhnlich bei der Konjugation selbst ganz sichtbarlich ein Teil des Körpers nicht in den Verjüngungsprozeß eintritt, sondern sich auflöst und so zur echten Leiche wird. Vermehrung und Tod rücken hier zeitlich zusammen, wie etwa bei der Eintagsfliege, dem Keunauge oder wie bei der Agave, die sich totblüht. Erhalten bleibt nicht der individuelle Teil, sondern die befruchtete Keimsubstanz, die neuen Generationen das Leben überträgt. Ist hier schon kein Wesensunterschied zwischen Einzelligen und Vielzelligen, denn Paarung tritt ja bei Beiden ein: sollte er beim Befruchtungsvorgang selbst vielleicht doch vorhanden sein?

Was paart sich mit einander? „Zwei der ewige Zellen“, sagen unsere Biologen, Zellen, die keinen Geschlechtsunterschied haben. Und woher wissen sie Das? Man höre und staune: einfach daher, weil man mit unseren heutigen mikroskopischen und färberischen Mitteln keinen Unterschied wahrnehmen kann. Ist Das nicht köstlich? Was wir heute nicht sehen, Das existiert nicht, wenn auch tausend Vernunftgründe für die Existenz sprechen.

„Daran erkenn' ich den gelehrten Herrn!

Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern;

Was Ihr nicht saßt, das fehlt Euch ganz und gar!

Was Ihr nicht rechnet, glaubt Ihr, sei nicht wahr;

Was Ihr nicht wägt, hat für Euch kein Gewicht;

Was Ihr nicht misst, Das, meint Ihr, gelte nicht.“

In allem Ernst: wie weit gehen denn unsere heutigen Mittel zur Unterscheidung? Ein einziges Beispiel wird Das erhellen. Sie wissen, daß ganz früh, bei der ersten Teilung nach der Befruchtung, sich die UrGeschlechtszelle von der Urdörperzelle absondert. Von der ersten stammen alle Fortpflanzungszellen, von der zweiten stammt der übrige Körper ab. Welcher Mikroskopiker kann aber sagen, ob aus dieser UrGeschlechtszelle Samentkörper oder Eier hervorgehen werden? Und doch müssen alle Differenzen hierfür schon in jener UrGeschlechtszelle enthalten sein. Nur wir unermügende Menschen können diese Differenzen nicht erschauen. Man hat ja auch früher bei den Schimmelpilzen die geschlechtliche Fortpflanzung geleugnet, weil man die sich paarenden Keimzellen für gleich hielt. Sie sehen auch in der That völlig gleich aus. Aber der amerikanische Forscher Albert Francis Blakeslee von der Harvard-Universität hat in dem energischeren oder verzögerten Wachstum der Pilzfäden, aus denen die Keimzellen hervorgehen, ein sicheres Unterscheidungsmerkmal kennen gelehrt. Durch ingenüöse Bastardirungsversuche hat er zu zeigen vermocht, daß hinter dem kräftigeren und spärlicheren Wachstum sich die männlichen und weiblichen Geschlechtsunterschiede verbergen, die man den

ausgewachsenen einzelnen Zellen nicht ansehen konnte. Und hatte er die schneller wachsenden Plusfäden von den langsamer wachsenden Minusfäden gesondert, so konnte er beobachten, daß niemals sich die Pluskeime unter einander und niemals die Minuskeime unter einander paarten, wohl aber die Plus- mit den Minuskeimen. Nur auf dem Umwege der Entwicklung hat sich hier die sexuelle Differenz nachweisen lassen, die bei der Betrachtung der ausgewachsenen Einzelfäden nicht zu erkennen war. Ein lehrreiches Beispiel dafür, daß wir kein Recht haben, die Geschlechtsunterschiede da zu leugnen, wo wir sie nicht gleich sehen.

Das thun aber unsere Biologen. Sie dekretiren: Weil wir die sexuellen Unterschiede heute nicht finden können, existiren sie nicht. Stat pro ratione voluntas. Und auf dieses Willkürdekret bauen sie den weittragenden Schluß auf: der sexuelle Gegensatz kann auch bei den höheren Wesen nichts Prinzipielles sein, weil er bei den Einzelligen nicht vorhanden ist.

Früher hätte ich mich damit begnügen müssen, Ihnen nur den logisch mangelhaftesten Unterbau dieses gewaltthätigen Schlusses aufzuzeigen. Heute aber kennen wir schon sehr viele einzellige Wesen, bei denen wir männliche und weibliche Exemplare ihrer Form nach zu unterscheiden vermögen. Zum Beispiel: in der ganzen großen Gruppe der Sporozoen können wir Das. Es sind niedere Lebewesen, zu denen auch das Malaria-Plasmodium gehört.

Am Schluß der Entwicklung, die im menschlichen Blut sich abspielt, sind zwei deutlich verschiedene Formen dieser Parasiten vorhanden, die man auch allgemein die männliche und die weibliche Form nennt. Bei der Konjugation im Magen der Anophelesmücke gatten sich stets nur männliche Formen mit weiblichen.

Also auch bei den Einzelligen lassen sich sehr oft die Geschlechtsgegensätze direkt oder indirekt nachweisen. Und wo wir heute noch nicht sehen, wird ein Morgen uns die Augen öffnen.

Nach dieser Erkenntniß können wir über den ersten Einwand der modernen Biologen zur Tagesordnung übergehen. Auch den einzelligen Wesen fehlen keineswegs die Geschlechtsunterschiede.

Wie steht es aber mit der Parthenogenese, der eingeschlechtlichen Zeugung? Hier kommt aus einem weiblichen Ei, das vom Samen nicht befruchtet wird, unzweifelhaft ein neues Individuum heraus.

Man kennt Das hauptsächlich bei Insekten und gewissen Krebsen. Aber es fällt auf, daß die Parthenogenese immer abwechselnd mit wirklicher Befruchtung vorkommt. Und wo man, wie bei einigen Krustertieren, die Männchen noch nicht kennt, da läßt doch das Vorhandensein der völlig unentwickelten Samentasche beim Weibchen uns vermuten, daß auch Männchen existiren werden. Also auf die Dauer erhält auch die Parthenogenese allein das Leben ihrer Art nicht. Von Zeit zu Zeit muß der männliche Zeugungsstoff befruchten. Diese Befruchtung hält nur für eine Reihe von Generationen vor, wie bei uns der eine Samensaden für alle Zelltheilungen im Verlaufe eines langen Individuallebens den Anstoß giebt. Die Nothwendigkeit der zeitweise eintretenden Befruchtung weist also darauf hin, daß auch bei der Parthenogenese männliche und weibliche Stoffe zusammenwirken müssen. Aber es giebt noch einen direkteren Hinweis, der geeignet ist, unsere Einsicht sehr zu vertiefen.

Was geht denn überhaupt bei der Zeugung vor? Ein reifes Ei und eine

reife Samenzelle lassen ihre Kerne mit einander verschmelzen und geben dadurch den Anstoß zu zahlreichen Zelltheilungen. Die neu entstandenen Zellen bilden schließlich ein Individuum, das von den beiden vereinigten Elternkernen abstammt.

Ein reifes Ei und eine reife Samenzelle! Was verstehen wir darunter?

Der Kern einer jeden Zelle enthält gewisse Körperchen, die man wegen ihrer leichten Färbbarkeit „Chromosomen“ genannt hat. Diese Chromosomen haben offenbar eine große Wichtigkeit. Denn innerhalb einer Spezies hat jede Zelle die selbe Chromosomenzahl und sie überträgt diese Zahl bei jeder Zelltheilung auf die Tochterzelle. Hat, zum Beispiel, die Mutterzelle vier Chromosomen, so spalten sich bei der Theilung diese Chromosomen ihrer Länge nach so, daß auch die Tochterzelle vier davon erhält. Die unerklärliche Bedingung für die Erneuerung dieses Vorganges aber ist, daß nach der Theilung ein Ruhestadium der Zelle eintritt, in dem die Chromosomen wieder so weit wachsen können, daß sie zu neuer Zweitheilung befähigt werden. Unterbleibt das Ruhestadium und tritt doch sofort eine zweite Theilung ein, so wird durch diese zweite Theilung die Chromosomenzahl halbiert. Also jede neue Zelle enthielte in unserem Beispiel dann nur zwei Chromosomen. Dieser Fall findet sich nur ein einziges Mal in der lebendigen Natur verwirklicht, und zwar bei der „Reifung“ von Ei und Samenzelle.

Hier und hier allein haben wir zwei unmittelbar auf einander folgende Theilungen. Und das Ergebnis davon ist, daß reife Eier und Samenzellen wirklich nur halb so viel Chromosomen haben wie die übrigen Zellen des Körpers. Die andere Hälfte haben sie bei der zweiten Theilung verloren. Ganz sichtbarlich. Denn bei dieser zweiten Theilung ist Etwas vom Ei abgetrennt worden, der „Richtungskörper“, mit dem die überschüssigen Chromosomen ausgeführt wurden.

Sie fragen, was diese Ausstoßung wohl für eine Bedeutung habe und von welcher Wesenheit das exportirte Material denn eigentlich sei. Daraus antwortet Ihnen der Entdecker dieser merkwürdigen Vorgänge, Eduard van Beneden. Ei und Samen sind ursprünglich hermaphroditisch. Für die Befruchtung müsse der Samen seinen weiblichen, das Ei seinen männlichen Antheil verlieren, damit nach der Vereinigung wieder das richtige Mischungsverhältnis vorhanden sei. Also im Richtungskörper des reifenden Eies wandert männliche Substanz aus.

Nun sagen allerdings moderne Biologen, diese Deutung müsse aufgegeben werden. Denn der Richtungskörper, der die Chromosomenhälfte fortführt, sei seiner Formentstehung nach ein rudimentäres Ei und könne als solches keine männliche Substanz fortführen. Dazu müßte es ein rudimentäres Samenkörperchen sein. Ja, woher wissen denn die Forscher, in welcher Form allein die Natur männliche Substanz aus dem Ei entfernen kann?

Die selben Forscher müssen zugeben, daß ein Ei auch männliche Substanz enthält. Denn es können erbliche Eigenschaften des Vaters der Frau durch das Ei übertragen werden. Die Form des Eies ist also mit dem Vorhandensein männlicher Substanz durchaus verträglich. Und trotzdem kann mit einem Male ein rudimentäres Ei keine männliche Substanz besitzen und ausführen. Ist es nicht bezeichnend genug, daß gerade das exportirende Ei (der Richtungskörper) rudimentär bleibt? Es muß doch Etwas nicht oder nicht genügend enthalten, was das Völkchen beherbergt: die weibliche Substanz, die eben im reifen Ei zurückgehalten wird.

Wie fruchtbar die Erklärung Benedens ist, daß bei der zweiten Reifetheilung

männliche Substanz aus dem Ei ausgeführt wird, sehen Sie daran, daß bei der Parthenogenese regulär diese zweite Reifetheilung unterbleibt. Das parthenogenetische Ei hat also die volle Chromosomenzahl. Das heißt: aus ihm ist die männliche Substanz nicht entfernt. Dieser letzte Satz erleidet keine Ausnahme durch die vereinzeltten Fälle, wo man doch auch am parthenogenetischen Ei eine zweite Reifetheilung hat eintreten sehen. Denn bei dieser Theilung kam es niemals zu einer Ausstoßung des Richtungskörpers, also niemals zur Entfernung des männlichen Kernes, sondern dieser blieb innerhalb der Eizelle und vereinigete sofort seinen Kern mit dem Eikern: ein Vorgang echter Kernverschmelzung, der sich in nichts Anderem von einer wahren Fremdbefruchtung unterscheidet als darin, daß der männliche Kern aus der männlichen Substanz des Eies selbst abgespalten war.

Man kann also mit Fug und Recht sagen: Das parthenogenetische Ei wird auch befruchtet, nur nicht von fremder männlicher Substanz, sondern von der eigenen. Es findet, wie wir Das nennen wollen, eine Binnenbefruchtung statt.

Daß im parthenogenetischen Ei männlicher Stoff sitzen muß, ist eigentlich selbstverständlich. Denn das Bienenwei läßt gerade aus ihm männliche Individuen (die Drohnen) entstehen. Was aber nicht in der Anlage drinnen ist, kann auch nicht herauskommen. „Nihil est in corpore, quod non prius fuerit in germine.“ Das wird man nicht bestreiten können.

So ist auch die Parthenogenese kein Beweis gegen das Vorhandensein und die Notwendigkeit sexueller Gegensätze. Sie zeigt vielmehr, daß auch ihre Möglichkeit nur auf der Gegenwart männlichen und weiblichen Stoffes beruht. Und doch können wir mit diesem Nachweis noch nicht von ihr Abschied nehmen.

Wir haben gesehen, daß die Parthenogenese dauernd nicht das Leben fortpflanzen kann. Sie muß mit wahrer Fremdbefruchtung abwechseln. Diese ist obligatorisch, die Parthenogenese hat gleichsam nur fakultativen Werth. Aber wir müssen verlangen, daß dieser fakultative Charakter der Parthenogenese auch sonstwie im großen Reich des Lebendigen aufzeigbar wäre. Denn es kann nicht sein, daß ein fundamentaler Mechanismus nur vereinzelt bei einigen Spezies sich ermögliche. Die Natur arbeitet überall mit den selben Mitteln.

Fakultativ ist die Parthenogenese aber zweifellos auch bei solchen Organismen vorgebildet, die in der Natur sich nur durch echte Fremdbefruchtung fortpflanzen, zum Beispiel: bei den Seeigeln. Viele von Ihnen kennen wahrscheinlich die Forschungen von Loeb, die Aufsehen erregten. Loeb hatte Seeigeleier mit verdünnter Chlormagnesiumlösung behandelt und sie dadurch auch parthenogenetisch zur Entwicklung gebracht. Sie gediehen ziemlich weit, bis zum Larvenstadium.

Aber wir brauchen gar nicht auf die Seeigel zurückzugreifen. Wir können gleich zum Menschen emporsteigen und dort, wenn auch in abnormalen Gebilden, nach Zeugnissen für den parthenogenetischen Keimmechanismus suchen.

Beim Menschen giebt es eine Gattung von angeborenen Geschwülsten, die aus allen anderen herausragt. Während sonst eine Geschwulst im Wesentlichen aus einer Art von Gewebe besteht, setzen sich die Teratome, von denen ich hier reden will, aus allen möglichen Geweben zusammen, die überhaupt im Körper vorkommen. Haare, Zähne, Muskeln, Haut, Nerven, Knochen und was Sie sonst wollen, ist in ihnen zu finden. Auch größere Skeletttheile, Stücke der Wirbelsäule, des Beckens, ferner Theile des Gehirnes, der Nieren und Ähnliches können diese

Geschwülste beherbergen. Sie können sogar im Inneren eines Fötus sitzen, ja, es geht so weit, daß ein Fötus im Leibe eines anderen wächst: foetus in foetu, wie man sagt. Man hat viel hin und hergerathen, was die Bildungen eigentlich seien. Heute faßt man sie in Ermangelung eines Besseren als entgleiste Zwillinge auf. Aber Zwillinge existiren immer neben einander, nie in einander. Wer bedenkt, daß diese Geschwülste mit größter Häufigkeit von den Keimdrüsen, besonders vom Eierstock ausgehen, kann sich kaum der Annahme entziehen, daß hier Reste vom Parthenogenetis vorliegen, die allerdings in der Norm beim Säugethier nicht mehr vorkommt. Mit dieser Erkenntniß verlieren die Bildungen alles Wunderbare.

Der ausgewachsene Eierstock hat die Fähigkeit zur parthenogenetischen Befruchtung nicht mehr. Nur der fötale, werdende Eierstock, der noch die thierischen niederen Stadien durchläuft, hat abnormer Weise die Eignung dazu. Auch hier kann der parthenogenetische Keim keinen lebenden Menschen mehr hervorrufen, aber seine formbildende, Entwicklung auslösende Kraft hat er bewahrt und er vermag die Eizelle wenigstens zur unvollkommenen Produktion aller Gewebe anzuregen, die sonst nur nach Befruchtung durch fremden Samen entstehen.

Die Geschwulstlehre bietet aber noch ein anderes Beispiel, das hierher gehört. Vom Hoden des Mannes kann eine bössartige Geschwulst, das sogenannte Chorion-Epitheliom, ausgehen, dessen wesentliche Bestandtheile jener Eihaut gleichen, die unmittelbar das Kind im Mutterleib umhüllt und die wir Chorion nennen. Hier produziert abnormer Weise das männliche Keimorgan einen Gewebstheil, der normal nur bei der Schwangerschaft des Weibes heranwächst. Und wie könnte der Mann Das, wenn er nicht weiblichen Stoff in sich trüge!

Haben wir mit unserer Auffassung Recht, so wird augensichtlich, daß, in potentia wenigstens, die eingeschlechtliche Zeugung neben der zweigeschlechtlichen in der ganzen Organismenreihe möglich ist. Der lebendige Stoff kann also prinzipiell auch ohne Mitwirkung eines zweiten Individuums ein neues Wesen zeugen. Und Das kann er, weil er aus männlichen und weiblichen Antheilen besteht.

Aber gerade deshalb kann er noch ein Anderes.

Sie haben von der Hydra gehört, die man in kleine Stücke zer Schneidet. Jedes Stück wächst sich dann wieder zu einem neuen Polypen aus. Ein ausgechnittenes Tritonauge ergänzt sich wieder vollkommen, eben so wie ein abgebrochener Eidechsen-schwanz oder ein Regenwurm, dem man die Hälfte des Leibes entfernt hat. Aber auch beim Menschen wächst ein ausgechnittener Nerv (wie wir Aerzte sagen: leider!) wieder; und Leber und Niere können verlorene Substanz narbenlos ersetzen. Aus kleinen Epidermisstückchen, die wir auf die wunde Haut aufpflanzen, „transplantiren“, wird eine lückenlose Hautdecke und bei jeder Wundheilung sehen wir in der Ergängung der Blutgefäße eins der großen Wunder der Regeneration.

Und erst die Pflanzen! Stecken Sie ein Begonienblatt in den Boden: und es bewurzelt sich, grünt und blüht. Nehmen Sie eine Kaviorkelchknolle (eigentlich einen Stengeltheil der Pflanze) und legen Sie diese in die Erde: Sie bekommen die neue Staude. Pfropfen Sie ein edles Rosenreis, etwa die Maximal Niel-Rose, auf einen Wildling: und es wachsen die Appigsten Niels darauf. Ueberall bildet sich der kleine Theil zu dem Ganzen aus.

Man hat dieses Ergängungsvermögen auch ungeschlechtliche Fortpflanzung genannt und diese dann der geschlechtlichen als ebenbürtig an die Seite stellen

wollen. Aber eine weitere Beobachtung wird lehren, daß weder die Ebenbürtigkeit noch die Ungechlechtlichkeit zu Recht besteht.

In neuerer Zeit ist die Aufmerksamkeit auf zwei hochinteressante Erscheinungen gelenkt worden, die ein helles Licht auf unsere Frage werfen.

In ganz Mitteldeutschland kränkeln die Pappeln und verdorren von der Spitze her. Sie altern. Und Das zur selben Zeit, wo ihre Stammpflanze, aus deren Reifern sie alle gezogen sind, die Pappel im Part von Wörlitz, greift. Vor hundert Jahren wurde diese Pappel, die männlichen Geschlechtes ist, aus dem Orient importirt. Aber die anderen Pappeln sind nicht ihre Kinder, sie sind nicht durch einen Befruchtungsaft erzeugt, sondern sie sind ganz direkt Leib von ihrem Leib und nur gewachsen, nicht geboren. Man kann Das auch so ausdrücken, daß man sagt: Alle mitteldeutschen Pappeln bilden eine einzige Persönlichkeit, wenn sie auch räumlich getrennt sind. Und sie tragen deshalb auch das gemeinsame Schicksal des gleichzeitigen Alterns und Vergehens.

Und noch schlimmer als mit den Pappeln gieng mit den vielbegehrten, edlen La France-Rosen. Sie starben plötzlich und überall in Massen ab und sind jetzt gänzlich eingegangen. Und warum? Weil sie in der Stammpflanze nur einmal aus Samen gezogen und seitdem nur durch Pfropfreifer vermehrt wurden. Der Sämling starb, „weil seine Stunde kommen war“, und alle Zweiglein mußten mit ihm den Tod erleiden. Denn sie alle bildeten mit dem Sämling nur einen einzigen großen Rosenbusch und gleiche Jugend und gleiches Alter war ihr Theil.

Auch bei den Reben und Kartoffeln, die durch Ableger vermehrt werden, hat jede Sorte ihr Jugend- und ihr Mannesalter; dann greift sie und muß durch Kreuzdüchtungen, also durch wahre Befruchtung, ersetzt werden.

Hat man von der Zeugung gesagt, sie sei das Wachsthum über die Grenze der Persönlichkeit hinaus, so ist die ungeschlechtliche Vermehrung nur ein Wachsthum innerhalb der Grenze der Persönlichkeit und wie diese nur von beschränkter Dauer, nicht gleichsam ewig, wie das erzeugte Leben. Aber ist sie darum wirklich ganz ungeschlechtlich, wirken bei ihr tatsächlich nicht männliche und weibliche Stoffe zusammen?

Jeder Rosen-, Reben- oder Kartoffelstodling bringt männliche und weibliche Geschlechtsorgane, Staubgefäße und Stempel hervor. Es müssen in ihm also männliche und weibliche Stoffe gewesen sein. Und zur Bastardbildung gehört doch immer die Kreuzbefruchtung durch den Vater von einer und durch die Mutter von einer anderen Art. So kommen ja auch alle unsere Zuchtprodukte zu Stande.

Sie werden gewiß Aberrant sein, zu hören, daß es auch echte Pfropfbastarde giebt, wo also die Mischung der Eigenschaften zweier Stammpflanzen lediglich durch Pfropfung hervorgebracht ist. Der rothblühende Weißkleestrauch wurde auf den gelbblüthigen Goldregen aufgepfropft: und nun traten, genau wie bei den kreuzbefruchteten Mischlingen, Mittelfarben in den Blüthen auf. Hier können nur die weiblichen und männlichen Antheile sich gemischt haben, die in den Stedlingen enthalten waren. Sollte Jemand zweifeln können, daß stets beide Stoffe, männliche und weibliche, in allem Lebendigen stehen, so möchte ich noch an einem anderen, ganz verbläffenden Beispiel diese Wahrheit erläutern.

Der Brandpilz *Ustilago violacea* kann seine Sporen nur in den männlichen Staubbeuteln einer anderen Pflanze zur Ausbildung bringen. Findet er aber nur weibliche Exemplare seines Wirthes, der Lichtmelde *Melandryum album*,

vor, so läßt er in der weiblichen Pflanze die männlichen Staubbeutel erwachen. Aus einer kaum sichtbaren Anlage von scheinbar undifferenziertem Gewebe bringt er ansehnliche Staubbeutel heraus. Er vermag, was kein Experimentator kann und was auch die Natur spontan vermeidet. Die weibliche Pflanze mußte doch mit männlicher Substanz begabt sein. Sonst hätte kein Pilz sie zu Tage gefördert.

Unsere Keuse hat uns ganz ausnahmslos gelehrt, daß wo immer wir die Vermehrung des Lebens untersuchten, Männliches und Weibliches am Werk war. Der geschlechtliche Gegensatz fehlt auf keiner Stufe. Also muß er etwas Fundamentales und Unentbehrliches sein.

Aber unsere Untersuchung hat uns noch mehr gelehrt. Sie hat die Grenze des Individuums erweitert. Alle Steddingkroten bilden einen einzigen großen Rosenbusch, alle Pappeln eine Persönlichkeit. Ein gemeinsames Blühen, ein gemeinsamer Tod umschließt sie. Man wird es uns verständlich, warum etwa die amerikanische Wasserpest (*Elodoea canadensis*), deren ausschließlich weibliche Ranken einst unsere Flüsse hoffnungslos versperren, so plötzlich von selbst schwand. Warum eine Epidemie so plötzlich von selbst erlischt, warum Spielarten, wie der Borsdorfer Apfel, so plötzlich vom Markt verschwinden. Alle diese Äpfel, alle La Frances, alle *Elodoeae*, alle Seuchenkeime einer Generation sind, streng genommen, je ein Individuum mit gemeinsamer Lebenszeit. Etwa wie die gesammten Zellen unseres Körpers, die so verschiedene Organe wie das Herz, die Leber, das Gehirn aufbauen und stetig erneuern, durch die selben Lebensperioden mit einander untödlich verknüpft sind.

Ist die bei der Zeugung ihnen ursprünglich verliehene, ganz bestimmte Menge lebendiger Substanz verbraucht, dann steht ihr Leben still, wie die abgelassene Uhr. Gleichviel, ob sie körperlich verbunden oder räumlich getrennt sind. Nach den Erfahrungen bei den Pflanzen werden wir heute nicht mehr jene Erzählung ohne Weiteres ins Reich der Fabel verweisen, daß eine künstlich transplantierte Nase abstarb an dem Tage, wo der fremde Hauspender zu leben aufgehört hatte.

Müssen wir also biologisch die Grenzen des Individuums erweitern, müssen wir sagen, daß es stets durch Fremdbefruchtung hervorgebracht wird und dann nur typisch wächst, so müssen wir uns doch darüber klar werden, daß auch diese Grenze keine absolute ist. In unseren körperlichen und geistigen Eigenschaften sind wir von unseren Vorfädern und Vormüttern abhängig; wir leben ihr Leben und sterben ihren Tod. Was ist erschlatternder als die Thatsache, daß das Geburtsdatum der Enkel und Urenkel vom Todestag der Groß- und Urgroßmutter zeitlich und ziffernmäßig genau abhängig ist? Der Tod schafft nach einer bewundernswerten Ordnung Raum für das erwachende Leben. Sterben, Lieben und Leben sind auf einander abgestimmt und haben ihren festbestimmten Platz und ihre genau gegebene Zeit in dem großen Strom lebendiger Substanz, der über die Erde flutet und in dem wir selbst die Tropfen sind. Seine feinsten Stäubchen aber sind männliche und weibliche Substanz, die in unablässigem Wechselspiel auf einander wirken, deren Kräfte alles Leben hervorbringen, die in einem besonderen Fall auch das Leben erneuern und die schließlich, wenn sie im abgegrenzten Einzelwesen ihre Kräfte erschöpft haben, uns eingehen lassen in jene letzte Ruhe, die wir, je nach unserer Weltanschauung, Erlösung oder Seligkeit nennen.

Dr. Wilhelm Fliess.

Harrimans Erbe.

Die Vereinigten Staaten sind reich an Naturschätzen. Kümme es nur darauf an, diese Reichthümer in primitiver Weise zu heben und auf den Markt zu bringen, so wäre jeder Aufwand von mehr als gewöhnlicher Intelligenz und Willenskraft eine nutzlose Vergeudung werthvoller Eigenschaften. Der Weg von der Produktion bis zum Absatz ist jedoch nicht so einfach, daß ihm jeder Mensch zurücklegen könnte. Die Politik der Transportwege gehört zum eisernen Besitze der amerikanischen Wirtschaft. Man muß wissen, wie man die Waare rasch und billig hinausbringt, und muß versuchen, die Eisenbahnschienen seiner Kontrolle zu unterwerfen. Mit der Entwicklung der Eisenbahnen ist die Spekulation eng verbunden; der internationale Kapitalmarkt kennt nur das amerikanische Eisenbahnpapier. Was sonst noch an neuweltlichen Effekten nach Europa kommt, ist gering im Vergleich zur Masse der Bahnwerthe. Die Eisenbahnchance ist von allen Möglichkeiten die am Meisten kapitalisirt. Und die Intelligenzen unter den Businessmen haben sich zuerst mit den Eisenbahnen beschäftigt. So thaten die Rockefeller, Gould, Fish, Vanderbilt, Hill und Harriman. Verschwindet Einer aus dieser Schaar, so hält die Welt für Sekunden den Athem an. Edward H. Harriman hat, nach schwerer Krankheit, das Zeitliche gesegnet. Von der Schwelme, die ins biblische Alter fährt, zog ihn der Tod unsanft hinweg. Wochen und Monate lang rissen bulls and bears, Gausse- und Baissleute, sich um die Krankheitsberichte der Aerzte. Und in den letzten Tagen vor dem Tode des größten aller Eisenbahnpekulanten interessirten sich die Börsen fast nur noch für die Ereignisse, die sich in Arden, dem Lande Harrimans, abspielten. So weit reichte, auch in Europa, der Einfluß dieser Persönlichkeit.

Wer war Harriman? Auf diese Frage würde man von Roosevelt eine andere Antwort bekommen als von Morgan. Jener würde sagen: „Der größte Schwindler, den die Union je sah“; Dieser: „Eins unserer erfolgreichsten Finanzgenies“. Vielleicht haben Beide Recht. Harriman kannte die Bedeutung des amerikanischen Eisenbahnnetzes und sah, wo die stärksten Chancen lagen: in der einheitlichen Organisation der Schienenwege, die zwischen Atlantic und Pacific laufen. Die wollte der Eisenbahnkönig unter seine Botmäßigkeit bringen; und er hätte das Ziel wohl erreicht, wenn ihm die Kraft geblieben wäre, noch einmal den Kampf mit seinem Gegner James Hill aufzunehmen. Die intellektuellen Beherrscher der nordamerikanischen Wirtschaft pflegen in verhältnißmäßig kurzer Zeit ihr Programm abzuspielden. Edward Harriman stand nur elf Jahre im Mittelpunkt der newyorker Börsenberichte; schon als Boy von vierzehn Jahren aber kannte er die Tips von Wallstreet genau. Die Leute, die mit dem obligaten fünf Cents in der Tasche anfangen, sind meist durch die Protection irgendeiner großen Firma oder eines mächtigen Faiseurs auf die Füße gestellt worden. John Rockefeller ist eine Ausnahme von der alten Regel. Harriman dagegen wurde durch die newyorker Bankiers Kuhn, Loeb & Co. gemanaget. Sie unterstützten ihn bei der Reorganisation der Union-Pacific-Bahn, die den Ausgangspunkt seines Bahnsystems bildete. Hier zeigte er, daß seine Fähigkeiten sich nicht in der talentvollen Errichtung von „Wasserburgen“ erschöpften, sondern daß er die Technik des Eisenbahnwesens beherrschte. Die organisatorische Stärke wurde wirksam unterstützt durch eine niemals zurückstehende Sicherheit im Weglassen „scheinbar unerläßlicher Dinge“. Dazu rech-

nete Harriman alle Grundsätze, die mit Sittlichkeit auch nur das Mindeste zu thun hatten. Nur als Spekulant, versteht sich; als Bürger führte er einen tugendhaften Lebenswandel und war der ärtlichste Gatte. Als Geschäftsmann jedoch hatte er sich aus allen Banden der Moral und des Gefühls gelöst. Der Bericht der Zwischenstaatlichen Handelskommission, der eigentlich erst die Verzweigungen des harrimanischen Einflusses in der Bahnenrepublik der Vereinigten Staaten enthüllte, ließ alle sittlich Reinen erschauern. Anno 1906 wurden der gefallenem Größe Retrologe geschrieben und Roosevelt genoss den Triumph des Siegers. Doch schon ein halbes Jahr nach den Tagen, wo die Moral laut Victoria geschossen hatte, leuchtete Harrimans Stern wieder. Eine schwere Krise schüttelte den amerikanischen Wirtschaftskörper; man rief nach der Rettungsgesellschaft; und sie kam, geführt von Rodefeller, Morgan und Harriman. Wenn in Roosevelts robuster Körperlichkeit Raum für das Gefühl der Enttäuschung ist, so muß ihm der Sieg des Eisenbahnmannes bittere Stunden bereitet haben. Dagegen konnte James Hill sich rühmen, die Winen Harrimans unschädlich gemacht zu haben. Nicht zufrieden mit der Herrschaft über Union- und Southern-Pacific, wollte Harriman auch die nördlichste der drei Ostbahngruppen, die von Hill kontrollirt wird, beherrschen. Er kaufte große Posten von Aktien der Northern-Pacific, der Great-Northern und der Northern Securities Company, um die Majorität in diesen Gesellschaften zu erlangen. Das glückte ihm nicht; und so warf er die Aktien auf den Markt und bewirkte dadurch eine starke Depoute, die ihn persönlich allerdings nicht berührte. Da zeigte er sich ganz als den brutalen Geldmacher der Sage, der munter über Leichen schreitet. Nicht minder gewaltthätig erschien er als Gegner Stuyvesant Fishs bei der Illinois-Bahn. Mit Vanderbilt, Morgan und Rodefeller stellte er sich auf guten Fuß. Die Größen der Standard Oil Company bewunderten Harrimans Erfolge und folgten ihm mit ihren Millionen durch Dick und Dünn. Der Bruder Johns, William Rodefeller, half dem Freunde von der Union-Pacific, als es nötig wurde, einen Strohhalm für die Aktien der Southern-Pacific-Bahn und deren Stimmen aufzustellen. Das „Bauen mit Wasser“, dem sich Harriman mit virtuosem Geschick widmete, brachte oft reichlichen Gewinn. So hat er ein Meisterstück gewissenloser Effektenfabrikation, zugleich aber ein Kabinettsstück reorganisatorischer Thätigkeit bei der (in der Untersuchung der Zwischenstaatlichen Handelskommission viel genannten) Chicago- und Alton-Bahn geliefert. Dieses Unternehmen sah schlimm aus, als es an Harriman fiel. Er haute die völlig heruntergekommene Bahn neu aus und machte sie rentabel. Der Betrieb wäre wahrscheinlich sehr ergiebig geworden, wenn nicht die Finanzierung der neuen Gesellschaft zu ganz ungeheuerlichen Schiebungen Anlaß geboten hätte. In der Enquete der Regierungskommission wurde festgestellt, daß ein großer Theil des Kapitals der Bahn „Wasser“ sei. Die Dividende von 30 Prozent war nur durch falsche Buchung möglich geworden; man mußte erst Schulderschreibungen ausgeben, um die Mittel für die Dividendenzahlung zu beschaffen. Diese Bonds wurden dann der New York Life Insurance Company, einer der großen Lebensversicherungsgesellschaften, aufgehängt. Auch die National City Bank in New York wurde mit dem Handel der Altonbahn in Verbindung gebracht. Die Leichenschau gab eine üble Vorstellung von der contagösen Wirkung des Harrimandazillus. Man darf sich aber den ästhetischen Genuß an der Beobachtung einer die kaufmännischen Fähigkeiten skrupellos ausnützenden Persönlichkeit durch solche Details nicht verkümmern lassen. Wenn Harriman sich vorgenommen hatte,

irgendeine neue „Melone“ anzuschneiden, in den Körper eines von ihm noch nicht kontrollierten Bahnsystems einzubringen, so gab es für ihn keine Hemmungen; mochte es sich um eine Vanderbilt- oder um eine Gould-Bahn handeln. Zu den Hauptaktionen dieser Art gehörte die Beteiligung an Vanderbilts New York Central-Bahn und an der einst Gould gehörigen, später von Morgan sanirten Eriebahn. Die von Harriman beherrschte Eisenbahnsphäre umfaßte ein Netz von etwa 70 000 Englischen Meilen. Die Kapitalisierung dieser Herrschaft würde einen Betrag von mehreren Milliarden ergeben. Das Vermögen, das der verstorbene Eisenbahnkaiser hinterlassen hat, wurde von newyorker Bankiers zuerst auf 200 bis 500 Millionen Dollars geschätzt. Der weite Raum, der zwischen den Grenzen dieser Lage liegt, zeigt, in welche Riesenspekulationen der Kllumsaffair verwickelt war. Neben wertvollen Grundstücken waren Aktien und Obligationen Bestandteile des Vermögens. Das bedeutet in Amerika stütten Reichthum, wenigstens zu einem guten Prozentsatz des Gesamtvermögens. „Das Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“: so spricht der deutsche Dichter; der Yankee aber lehrt: „Bringe das Ererbe auf den Markt, damit es zu Geld werde.“

Eine Persönlichkeit kann schwer ersetzt werden. Der Nachwuchs im Reich der Obersten Vierhundert New Yorks ist zum Theil mit den Merkmalen der Dekadenz behaftet. Die Familien Astor, Gould und Vanderbilt sind heute durch manches Exemplar vertreten, das von einer überfeinerten und künstlich erzeugten Kultur angekränkt ist und die nüchternen Geschäfte allenfalls noch wie einen netten Sport betreibt. Im Uebrigen beschränken sich ihre dispoitiven Talente auf die Anordnung phantastischer dinners und den Erwerb von Kunstwerken, die einfachen Millionären nicht zugänglich sind. Die Morgans, Rodefellers, Hill, Schiff sind satuirirt. John Pierpont Morgan ist unter den Großen der Einzige, der niemals mülde zu werden scheint. Stirbt ein Regent, so taucht die Sorge um die Erbschaft auf. So wars, als Henry Huddleston Rogers, der Kanzler Rodefellers und des Petroleumtrusts, starb; so ist es heute, da Harriman ausgestrichen worden ist. Die Börse wurde durch die Großfinanz, mit Morgan an der Spitze, gestützt. Man intervenirte, um den ersten Anprall der Verkäufe von Outsidermaterial abzuschwächen. Mit den Manipulationen in Wallstreet ist aber die Frage nicht beantwortet, wer in Zukunft die Kontrolle über den riesigen Aktienbesitz Harrimans ausüben soll. Der hatte ja noch allerlei Pläne, die er kurz vor seinem Tode einem Interbidewer andeutete. Vor Allem lag ihm daran, mit dem neuen Korporationsgesetz fertig zu werden. Vermuthlich mit Hilfe neuer Emissionen. Dann dachte er daran, Zweiglinien zur Ergänzung seines „Systems“ zu bauen. Aus all diesen großen Plänen ist nun nichts geworden.

Wird Harrimans Politik fortgeführt werden und von wem? Man nennt verschiedene Namen. Die newyorker Börse sieht in Robert S. Lovett den Erben. Richter Lovett, wie er genannt wird, war bei Harriman in der selben Stellung, die Rogers bei Rodefeller eingenommen hatte: der Vertraute und erste Rathgeber des Herrschers. Man sagt von ihm, daß er in den letzten Jahren die treibende Kraft bei allen Transaktionen Harrimans war, da dessen Elastizität durch die schwere Krankheit stark beeinträchtigt worden sei. Aber er ist nicht mehr jung und soll schon ziemlich verbrauchte sein. Als zweiter Kandidat gilt Julius Kruttschnitt, ein Deutscher, der sich durch solides technisches Können ausgezeichnet hat, ohne das mindeste Talent zur praktischen Ausführung amerikanischer Finanzmethoden zu besitzen.

Harriman bewies einen guten Blick für sachmännische Tüchtigkeit, als er diesen Ingenieur an sich zog und schließlich zu seinem Direktor für Streckenunterhaltung machte. Er schätzte Kruttschnitt sehr und bedauerte stets, daß der German so geringes Talent zum Spekulieren habe. „Wenn er ein eben so guter Finanzmann wie Ingenieur wäre, so würden die Eisenbahnen der Vereinigten Staaten in einer Hand vereinigt sein.“ Der dritte Name, den die newporter Finanz auf ihrer Liste hat, ist eines Outsiders: Edwins Hawley. Viele sehen in ihm den künftigen Kaiser im Reich der Schiene. Hawley ist im „besten Alter“, sehr klug, sehr unternehmend und sehr einflußreich. Er hat bei den südlichen und westlichen Eisenbahnen schon heute eine autoritative Stellung, und da er sich noch kurz vor Harrimans Tod auf dessen Wunsch mit ihm versöhnte, hat er gute Aussichten auf den verwaisten Thron.

Von der Art der Persönlichkeit hängt beim Trust Alles ab. Der amerikanische Großspekulant ähnelt einer Centrale, in der alle Drähte zusammenlaufen. An den Relais sitzen die Werkzeuge des Titanen; aber der Hauptapparat wird von ihm selbst bedient. Oft hört man ja auch bei uns, ein Unternehmen sei so eng mit den Intentionen seines Schöpfers verwachsen, daß dessen Verschwinden eine völlige Umwälzung in der Organisation herbeiführen werde. Man denke an Albert Ballin und die Hamburg-Amerika-Linie. Noch fühlbarer ist das persönliche Moment bei den amerikanischen Eisenbahnpools. Einige Gruppen beherrschen den größten Theil des Eisenbahnnetzes der Vereinigten Staaten. Im Osten Vanderbilt, die Pennsylvania-Bahn und Morgan; im Westen Harriman, Hill und Gould. Wenn die Kapitalisirung der Eisenbahnen gesund wäre, so würde das Gewicht des stimmungsgewaltigen Führers durch die natürliche Entwicklung der Unternehmen ausgeglichen. Da aber die Technik des Wasserbaues bei den amerikanischen Eisenbahnen zur höchsten Vollendung gebracht ist, geht ohne den Erbauer des Wasserwerkes selten ganz glatt. Die durchschnittliche Rente der Bahnen ist kaum so hoch wie die Verzinsung des sächsischen oder bayerischen Eisenbahnkapitals. Das will Etwas heißen. Wenn in Bayern über die niedrige Rente des in den Staatsbahnen angelegten Kapitals geklagt wird, so sollte man sich dabei der Hunderte von Millionen Mark erinnern, die Deutschland in amerikanischen Eisenbahnwerthen angelegt hat und die sich mit einem geringeren Durchschnittszins begnügen müssen, als ihn der Fiskus auf seinen Schienen erzielt. In den Vereinigten Staaten waltet der Geist des Kurzes über dem Kapital. Sobald eine Bahn anständige Dividenden zahlt, setzt die Wasserkauf ein. Man nimmt eine vierprozentige Verzinsung als Basis und giebt neue Aktien aus, bis die Rente, die zuvor höher war, auf das „Normalniveau“ gebracht ist. Da sich nun aber bei einer gut angelegten Bahn die Einnahmen voraussichtlich steigern, so werden die künftigen Erträgnisse mit in den Kalkül eingezogen und das Kapital wird über die Vierprozentgrenze hinaus „verwässert“. Das ist der Grund all der Reorganisationen, mit denen dräben die Eisenbahngesellschaften so oft beglückt werden. Bald wird es in den Vereinigten Staaten keine Bahn geben, die nicht mindestens einmal den receiver bei sich gesehen hat. In seinem Buch über Amerika erwähnt Ernst von Hesse-Wartegg ein Wort des Präsidenten der Chicago and Great Western-Bahn, H. B. Stickney, das für diese Eisenbahnverhältnisse charakteristisch ist. Stickney betonte, daß die durchschnittlichen Zinsen aller Eisenbahn-papiere der nordamerikanischen Union in den letzten Jahren nicht mehr als 3½ Prozent betragen haben, und rief entrüstet aus: „Es giebt in den Vereinigten Staaten

keinen Geschäftszweig, der geringere Erträge liefert als die Eisenbahnen. Kein Kapital in der Union verginkt sich so niedrig wie das in den Eisenbahnen angelegt. Wie kann man unter diesen Umständen an die Herabsetzung der Passagier- und Frachtpreise denken! Der Mann hat Recht. Er vergaß nur, zu sagen, daß die Ursache der unbefriedigenden Erträge nicht in der wirtschaftlichen Struktur oder in der geschäftlichen Lage der Vereinigten Staaten, sondern in der ungeheuren Vermäuerung des Eisenbahnkapitals zu suchen ist. Vergaß er's mit Absicht?

Die Chicago and Great Western-Bahn gehört übrigens auch zu den Schulbeispielen für Wasserbauten. Vor einiger Zeit wurde von den Obligationären der Gesellschaft ein Verwalter eingesetzt, der das heruntergewirrhlichtete Unternehmen wieder rentabel machen sollte. Man wußte von Anfang an, daß ein receiver dazu nicht im Stande sein würde; und so hat sich denn Morgan der faulen Geschichte bemächtigt, um die Bahn zu „rekonstruieren“. Das Bankhaus J. P. Morgan hat sich einen gewissen Ruf in der Reorganisation bankroter Eisenbahnen erworben. Die Sanierung der Eriebahn war wohl die erste That Morgans auf diesem Gebiet. Nun wird das deutsche Publikum durch gewaltige Inserate zur Theilnehmung an der Finanzierung der Chicago Great Western aufgerufen. Man redet den Leuten ein, daß die Ausarbeitung des Rekonstruktionsplans durch die „erste Bankfirma der Vereinigten Staaten“ einen „wesentlichen Schritt zur Rehabilitation der Gesellschaft“ bedeute. Nie wieder werde sich eine so günstige Gelegenheit zum Kaufen amerikanischer Eisenbahn-papiere einstellen. Diese Effekten sollen aber erst ihre Ergiebigkeit erweisen; und die ganze Sanierung besteht einstweilen darin, daß etwa 100 Millionen Dollars neue Aktien und 28 Millionen Dollars Bonds ausgegeben werden, deren Verkauf dem Bankhaus J. P. Morgan & Co. einen gewiß nicht kleinen Nutzen lassen wird. Die Erwerber der Papiere aber dürfen auf ihre Dividende warten. Wer das amerikanische System der Sanierung (möglichst große Papierproduktion) kennt, überläßt es den „Anderen“, sich an solchen Transaktionen zu betheiligen. Warum wendet man sich denn so ausdrücklich an das deutsche Kapital, wenn die Rekonstruktion der Bahn wirklich so großen Nutzen verheißt? Dann mögen doch die newyorker und londoner Geldleute das Geschäft allein machen.

Wahrscheinlich wird Morgan sich um so lebhafter für die praktische Bethätigung der Eisenbahnpolitik interessieren, je mehr die Kräfte der alten Riesen erlahmen. James J. Hill, der „große alte Mann des Nordwestens“, scheint keine Ambitionen mehr zu haben. Einst galt der Begründer der Great Northern-Eisenbahn für den künftigen Beherrscher der gesamten Schienenrepublik. Man schätzte ihn höher ein als Harriman, dessen Thatkraft sich erst in spekulativen Manövern geäußert hatte. Noch wußte Niemand, daß in dem kleinen Broker der newyorker Börse ein Organisator stecke. Harrimans Stern ging auf; und Hills Laternen warf nur noch trüben Schein. Nach der public opinion wenigstens. In Wirklichkeit trat Hill zurück, weil ihn neue Pläne nicht lockten, die Konsolidirung des bestehenden Vermögens ihm vielmehr reizvoll genug schien. Heut gilt Hill als historische Person. Vielleicht wird sein Name in seinem Sohn Louis Hill neu aufleben; Der hat noch die Jugend, mit der man die Welt erobert. Auch Harriman ließ einen Stammhalter zurück (der bis zum Tode des Vaters als Ingenieur ein Gehalt von zwanzig Dollars in der Woche bezog). Das ist schon dritte Generation der Eisenbahndynastien. Die Großväter waren die Schöpfer der Millionen; die Väter ver-

wässerten das Kapital zur Milliarde; was werden die Söhne thun? Es fragt sich, ob man dem Koloss des amerikanischen Eisenbahnkörpers das Wasser entziehen kann, ohne den Organismus in wichtigen Theilen zu verletzen. Die dritte Generation der Eroberergeschlechter wird die Chancen auszubeuten haben, die sich im Eisenbahnbau noch bieten. Schon hört man von der Absicht einer Monopolisirung der Wasserkräfte, deren Ausbau eine von den Existenzbedingungen des kommenden Verkehrs auf den Schienen bildet. Merkwürdig ist, daß man aus dem Vereinigten Staaten über Pläne zur Elektrifizirung von Eisenbahnen weniger hört als aus Deutschland. Sollten die Erfahrungen, die man mit den Niagarafällen gemacht hat, zu einer Fortsetzung dieser Art von Wassertechnik nicht reizen? Oder ist der Yankee nächterner als der phantasievolle Deutsche und rechnet nur mit den Möglichkeiten des nächsten Tages? Jay Gould, der Dionys unter den Tyrannen des amerikanischen Kapitals, rühmte sich einmal, daß die amerikanischen Eisenbahnen den internationalen Weltmarkt beherrschen und daß jeder Eisenbahnkaiser deshalb Herr der Erde sei. Zieht man davon das übliche amerikanische Agio ab, so bleibt ein Stückchen Wahrheit übrig. Auf allen großen Effektenmärkten gehören „Plantenwerthe“ zum eisernen Bestand. Das erklärt die Theilnahme der Kapitalistenwelt an Harrimans Tod. Als er begraben wurde, mußten allezüge des Union Pacific-Systems fünf Minuten lang die Fahrt unterbrechen. So ehrte man symbolisch den toten König. „Alle Köder sehen still.“ Nur fünf Minuten; dann kamen die Lebenden wieder zu ihrem Recht. Was werden sie den Börsen bringen?

Wir bekümmern uns viel mehr um Amerika als die Amerikaner um uns. Die wissen von Deutschland sehr wenig, kennen von unseren Willow, Bethmann und Genossen kaum den Namen und sehen in dem Deutschen Reich einen absolutistisch regierten Feudalstaat, in dem hübsche Landschaften und nette alte Stadtkirchen zu begucken sind. Ihre expansiven Wünsche kreisen um zwei Pole: Ostasien und Südamerika. Von beiden Gebieten hoffen sie viel und ergrimmen deshalb, wenn ihnen erzählt wird, Deutschland wolle nach Brasilien oder sonstwo hinübergreifen und ihnen die Herrschaft über den Weltmarkt streitig machen. Darum wars ein Fehler, daß man sie einen Augenblick in der Chinesenbahnsache von Berlin aus Hienanren zu wollen schien, und vielleicht ganz gut, daß der Ulaub unseres Botschafters die Ausföhrung der geheimräthlichen Ordre verzögerte (oder vereitelte). Dem Grafen Bernstorff ist verübelt worden, daß er, statt in Washington still für die Möglichkeit eines deutsch-amerikanischen Handelsabkommens vorzuarbeiten, am Ufer des Starbineser Sees saß. Er hat aber wohl schon gemerkt, daß uns drüben der Himmel nicht so voll Weigen hängt, wie der aus der Lehrzeit des armen Spedyn von Sternburg berühmte Harvard-Professor wäunte, und blickt wahrscheinlich aus hoffnungslosem Auge auf die Entwicklung. Der neue amerikanische Schutzolltarif mit seinen Willkürlichkeiten und Auslegungsmöglichkeiten ist schlimm; noch schlimmer, als man erwarten mußte. Aber nur ein in sich einiges, heute also noch unfindbares Europa könnte dagegen Etwas thun; und so lange England, das sich den amerikanischen Produkten ohne die winzigste Sperrschranke öffnet, solchen Tarif hinnehmen muß, wird er für Deutschland fast unangreifbar bleiben. Vorsicht, Ihr Herren Agrarier! Da ist nicht viel zu gewinnen, aber Beträchtliches zu verlieren. Denn die Vereinigten Staaten brauchen auf uns nicht allzu ernste Rücksicht zu nehmen und sind in der neidenswerthen Lage, uns ohne Risiko ärgern zu können. Das erkennt Jeder, der, statt immer nur auf die Börse, auf die Wirthschaft beider Länder schaut.

Zwei Briefe.

Vor einigen Wochen erschien in Ihrer Zeitschrift ein Artikel über „Kaplan-elenb“. Er erinnerte mich an die miserable Lage anderer Hilfsgeistlichen in Deutschland. Ich meine die Schloßkaplane, die geistlichen Lakaien adeliger Herrschaften, die Männer, die in der Schloßkapelle das Wort Gottes verkünden und in ihrem Nebenamt zur Dokumentirung des frommen Sinnes der Schloßherrschaft am liebsten Platz der Tafel als Dekoration dienen. Erlauben Sie mir, mal ins volle Menschenleben hineinzugreifen.

Für eine gräfliche Standesherrschaft in der Lausitz wird ein katholischer Schloßkaplan gesucht. Damit der Diözesanbischof nichts hereinzureden hat, soll der Geistliche einer anderen Diözese angehören, wird also aus Oesterreich bezogen. Neunhundert Mark Gehalt; in Wirklichkeit: siebenhundertsechundneunzig, denn zweimal wöchentlich muß der Kaplan auf die Intention der Schloßherrschaft die Messe lesen; macht hundertundvier Mark jährlich. Dabei freie Wohnung und Beföstigung. Freie Wohnung etwa im Schloß? Ach nein! Neben den Bureauräumen, auf einem Korridor. Als Stubennachbar hat der hochwürdige Herr den Amtschreiber und einen Stallburfchen, bey beim Militär sich einen Fehler zugezogen hat und nun bis auf Weiteres das hochgräfliche Gnadenbrot ißt. Nun die großartige Schloßkapelle. Sie ist in einem Seitenflügel untergebracht. Etwa drei Meter von ihr entfernt ist der Hundezwinger. Vor der Schloßkapelle ist das Zimmer des Leibjägers. Ein dumpfiger Raum, ohne Fußboden; nur Cementfliesen bedecken ihn. In diesen Raum ist meist der Leibhund eingesperrt. Dem Thier gefällt die Nähe des Gotteshauses offenbar nicht, denn den Tag über, wenn die gnädige Herrschaft in Berlin oder ohne Leibhund „extra domum“ ist, ertönt ein ohrenbetäubendes Geheul, in das natürlich die benachbarte Meute sofort einstimmt. Da soll nun der arme Schloßkaplan in seinem Zimmer (das im anderen Flügel liegt) für die gnädigste Herrschaft beten oder sich wissenschaftlich betätigen. Aber die Bureauz der Güterdirektion und des Amtsvorstehers sind ja auch dort. Können die Herren Das aushalten? Während rennt der Schloßkaplan in das Bureau des Amtsvorstehers und Amtsanwaltes. „Hören Sie nicht das gräßliche Hundegeheul?“ „Ach, lieber Herr Kaplan, daran müssen Sie sich nun schon einmal gewöhnen, daran giebt's nichts zu tippen; so wars, als noch der gottselige Großvater des Herrn Grafen lebte, und so wird es auch bleiben.“ „Aber wie können Sie Das aushalten?“ „Ach, man gewöhnt sich an Alles,“ sagt der alte Amtsanwalt, den der Graf und die ganze hochgräfliche Familie mit „Du“ anredet. Patriarchalsttte? Ich danke bestens.

Sonntag. Predigt und Hochamt in der Schloßkapelle. Die Predigt verläuft ohne Störung. Nun kommt das Hochamt. Beim „Pater Noster“ werden die Hunde unruhig. Ein Geheul wie beim „Wilden Jäger“ setzt ein, das jeden Gesang überdönt. Das ist denn doch zu karl. Wozu ist das Konfistorium in Breslau, das man auf Deutsch schön so „Geistliches Amt“ nennt? Also los! Die Schloßkapelle wird photographirt, das Lokal, in dem der Heulhund haust, genau bezeichnet, die Entfernung vom Hundezwinger angegeben und die ganze Sache an das „Geistliche Amt“ berichtet. Wochen vergehen. Da erscheint der Herr Erzpriester beim Schloßkaplan mit den Schriftstücken. Er ist peinlich davon berührt, daß die Sache an das Amt berichtet worden ist. Und auch das Geistliche Amt

möchte die Sache gütlich beigelegt wissen, damit der Standesherr, der Herr Graf, der doch Mitglied des Preussischen Herrenhauses ist, nicht böse wird. Aber die Würde des Gotteshauses, in dem das Heilige Sakrament aufbewahrt wird, duldet doch nicht die unmittelbare Nähe der Hunde. Das ist gegen jede kirchliche Vorschrift. Hilft Alles nicht. „Auch die Hunde hat der liebe Gott erschaffen.“ So sagt der Graf. „Natürlich“, meint der Schloßkaplan, „aber auch die Schweine.“ Und Alles bleibt beim Alten.

Ein anderes Bild. Der Speisesaal im Schloß ist hell erleuchtet. Diener laufen geschäftig umher. Heute ist großes Jagddiner. Aus Berlin sind Gäste da. Im Salon werden die Herrschaften einander vorgestellt. Auch der Schloßkaplan wird den Herrschaften flüchtig vorgestellt. „Unser Schloßkaplan.“ Dann geht's zu Tisch. Der Schloßkaplan zulezt. Der muß ja demüthig sein; sonst ist er ein Sozialist. Auch an der Tafel sitzt er als Letzter, hinter den sechsjährigen Kindern irgendeiner Seitenlinie der gräflichen Familie. Vor dem Essen wird gebetet. Aber Niemand von der gräflichen Familie macht das Kreuzeszeichen. Sie schämen sich vor den Potsdamer und Berliner Offizieren. Und dennoch ist der offizielle Vertreter der Religion anwesend. Ein berliner Artilleriehauptmann meinte denn auch: „Ja, weshalb schämt sich denn die Herrschaft vor uns? Die älteren Damen nehmen täglich, wie ich gehört habe, das Sakrament; da konnten sie doch ihre Ceremonien vor uns ruhig machen. Das thut uns nicht im Geringsten.“ (Die Religion ist also bei manchen adeligen Herrschaften nur Dekoration oder angeerbte Anstandspflicht.) Nach aufgehobener Tafel begiebt sich die hocharistokratische Gesellschaft wieder in der selben Ordnung in den Salon, wo Kaffee und Liqueur gereicht wird. Der Kaplan darf nicht mit. Er muß auf sein Zimmer, denn er muß für die Herrschaft Hülse treiben. „Werden Sie denn nie nach dem Essen in den Salon gebeten?“ fragt da ein Professor aus Boppelsdorf. „Nie“, erhält er zur Antwort. „Aber ich kann mir dann den Seelenzustand der gräflichen Familie gar nicht vorstellen. Sie wollen fromm sein, geben Almosen, hören täglich die Messe, knien vor Ihnen nieder und lassen sich ihre Sünden vergeben: und behandeln den Verkünder ihrer Religion wie einen Kammerdiener.“ „Ja, lieber Herr Professor, die Zeiten des Grafen von Habsburg, der einst einem Priester sein Roß schenkte, sind längst vorbei. Heute handeln diese Herren wie die orthodoxen Juden in Galizien. Die kaufen sich am Versöhnungstage einen Hahn. Dem flütern sie ihre Sünden in die Ohren und werfen ihn dann ins Wasser.“ Der Abel hat seine Privilegien im Staat und auch in der Kirche. Leider sind die Privilegien der Blauen in der Kirche von noch viel unheilvollerer Bedeutung als im Staat. Wollen Sie Beispiele?

Ein Schloßkaplan in Westfalen stellte die Frau eines Försters zur Rede, weil sie bei den Damen der gräflichen Familie einen Angestellten durch ihre Klatschereien in üblen Ruf gebracht hatte. Die Frau des Försters war vor ihrer Verheirathung Stubenmädchen im Schloß. Das war nun eine böse Sache. Sie lief zu den Damen und beklagte sich bitter über den Kaplan. Die Damen erzählten es dem Grafen. Der ließ den Kaplan kommen, schnauzte ihn an und der Kaplan mußte die Frau um Verzeihung bitten. Dann kamen die Landtagswahlen. Der Graf ließ den Kaplan zu sich bitten und erklärte ihm, daß er den Thron, der Kaplan aber den Altar repräsentire. Thron und Altar müssen zusammenhalten, also habe der Kaplan auch während dieser Zeit seine Predigten einzurichten. Und so weiter.

Noch gemächlicher geht es auf einem Schloß in Schlesien zu. Dort werden die Verstorbenen Derer von . . . unter der Schloßkapelle beigelegt. Neben der Totengruft ist der Gemüsekeller. Sonst fordert die Polizei, daß der Friedhof (nach dem allgemeinen Landrecht) so und so viele Meter von den menschlichen Wohnungen entfernt sei. Aber die Blauen haben das Privileg, neben dem Gemüsekeller in Frieden zu ruhen.

Die evangelischen Schloßkaplane haben wenigstens Aussicht, nach all den Demüthigungen, die sie als gebildete Menschen über sich ergehen lassen mußten, eine einträgliche Pfarre zu erhalten. Das ist in der katholischen Kirche sehr selten der Fall. Die Herrschaften wissen es so einzurichten, daß der Kaplan beim Geistlichen Amt keine gute Note erhält; und dann ist der arme Tropf aus einer anderen Diözese, hat also vergeblich sich im Glanz der hochgräßlichen Sonne geübt. Hat er seine Pflicht auf der Kanzel gethan, dann heißt es: „Kreuziget ihn!“ Ist er politisch gewesen, dann höcht er beim Geistlichen Amt an.

Deshalb: Fort mit diesem Privileg der Adelligen. Mögen sie vor Gott, wie jeder andere Sterbliche, sich beugen und dem Priester hienieden das Kreuz erparen!

II. „Ist es einem Laien in Luftschiffahrt und Aonautik, aber einem Ingenieur, gestattet, ein Wort zu der Zeppelinangelegenheit (worunter nicht etwa technische Detailfragen, sondern allgemeine Eindrücke verstanden werden sollen) zu sagen? Ich hoffe es, wenn ich vorausschide, daß der Zweck dieses Schreibens ist, Fragen anzuregen, die vielleicht auch andere Menschen sich schon gestellt haben.

Ich möchte mich informiren lassen, denn mir fehlt die Zeit, mich ernstlich mit ernstlicher Literatur über Flugtechnik zu befassen, und die Lust, mich dilettantisch nur durch Lesen von Zeitchristen für Luftschiffahrt an ein Gebiet heranzuspielen, bloß deshalb, weil es scheinbar Mode wird.

Also: welches ist eigentlich der Zweck und die Absicht der G. m. b. H., die mit der Millionenpende des deutschen Volkes fundirt wurde? Will sie Luftschiffe im Fabrikbetrieb bauen? Vermuthlich; denn man hört von Anlagen sogenannter Luftschiffwerften. Für wen und wozu sollen diese Luftschiffe gebaut werden? Eine Gesellschaft konstituirte sich doch nicht, ohne sich über die Abnahmeverhältnisse ihres Produktes im Klaren zu sein. An fremde Nationen wird sie wohl nicht liefern; an die deutsche Armeeverwaltung wohl auch höchstens Nr. 3, das aber nach dem Modell von Nr. 2 erbaut ist. Wenigstens verlautet nichts von wesentlichen Aenderungen. Das ist das Wunderbare; man sollte annehmen, daß jeder Typ ein neues Stigma tragen würde. Als Privatgesellschaften wird schwerlich zu liefern sein, denn ich glaube nicht, daß nach den gemachten Erfahrungen sich so bald Kapitalisten finden, um Luftschiffahrtlinien zu gründen. Hat die G. m. b. H. denn überhaupt ein Monopol oder werthvolle Patente? Und wenn all Das zutrifft, was ich aber nicht glaube: war denn bei der Spende die Absicht des Volkes, dem Staate eine Luftflotte zu schenken oder indirekte Touristenlinien schaffen zu helfen? Gewiß nicht; das Volk hatte wohl die edle, aber unklare Idee, zur Weiterförderung einer ihm imponirenden Kulturerscheinung beizutragen. Arbeitet aber nun die Zeppelin-Gesellschaft in diesem Sinn? Verfolgt sie ihr eigentliches Ziel, unbekümmert um das Weisheitsgebrüll der Menge, wissenschaftlich mit dem Pfunde zu wuchern, den ersten überkommenen Gedanken, der heute noch vom Standpunkt des Ingenieurs genial-primitiv zu nennen ist, zu befruchten? Erwirbt und veröffentlicht sie systematisch

Versuchsergebnisse, fördert sie den Gedanken der Lufteroberung im Allgemeinen? Arbeitet sie auch auf anderen Gebieten ihres Elementes, in der wissenschaftlich höher stehenden Aviation, unterstützt von einem Stab selbstloser, wissenschaftlich gebildeter Ingenieure? Oder vergißt sie Alles, läßt sie sich blenden von dem ersten Vorber und dem billigen Ruhm, von Zeit zu Zeit eine (nie programmgemäß verlaufende) Renommirfahrt zu machen, und arbeitet in der Zwischenzeit nur daran, das durch die Renommirfahrt ramponirte Luftschiff nach geraumer Zeit durch Morphiuminjektionen wieder gesellschaftsfähig zu machen oder an einem Ersatzrenommirschiff, wenn es hoch kommt, zu bauen? Ich weiß es nicht; aber ich fürchte, es ist so. Wenn diese Bahn beschritten ist und bleibt, kommt früher oder später eine nationale Blamage, ein Panama der neuen Technik, bei dem man den ehrlichen Grafen Zeppelin nur bedauern kann. Dann ist wieder eine Idee, nicht, weil sie schlecht war, diskreditirt, sondern eine vielleicht gute hat sich prositruirt, sie hat dem Laien Wissenschaft und Fortschritt vorgetauscht, wo in Wirklichkeit nur räudliche Größe, Absonderlichkeit, Ungewohntes in Verbindung mit irgendwoher injizirtem Hurragefühl eine Leistung gezeitigt haben, die sich von einem technischen Verlustkunststück im Grunde nur durch die aufgewandten Kosten unterscheidet. Hat (um eine letzte Frage zu stellen) nicht das Volk das moralische Recht, von der Zeppelingesellschaft, obwohl sie eine G. m. b. H. ist, also legal nicht verpflichtet, die Veröffentlichung einer Bilanz und eines sehr detaillirten Geschäftsberichtes zu verlangen? Es würde mich als langjähriger Leser Ihrer Zeitschrift interessieren, wenn Sie die Güte hätten, sich zu meinen Fragen zu äußern."

Ich kann, so gern ichs möchte, diesen Wunsch nicht erfüllen. Nur sagen, daß die Zahl der Fachleute answillt, die fürchten, dem Zeppelinsieber werde eines nicht allzu fernem Tages ein nicht minder jäher Rückgang der Stimmungstemperatur folgen. Fürchten: denn auch in ihnen lebt die bange Ueberzeugung, daß man draußen die Unfruchtbarkeit der zeppelinischen Versuche als eine Niederlage deutschen Unternehmens deuten und in nüchternem Raltsinn die Begeisterung, die oft so wunderliche Formen annahm, verspotten würde. Schon höhnt man lichernd ja den sonderbaren Schwärmerplan, das Luftschiff, das auf seinen Fahrten über deutschem Boden fast nie ohne Havarie geblieben ist, für das unendlich größere Schwierigkeit bietende Wagniß einer Nordpolexpedition zu benutzen. Vor dreizehn Monaten wurde, in den Tagen des heißesten Kaufsches, warnend hier gesagt: „Zeppelins wäre nun Deutschlands Schluppe; und höher als der Mann, auch der edelste, muß uns, viel höher, des Reiches Wohl gelten. Dem zeugt der Taumel nie einen Messias.“ Wurde gefragt, ob Geheimrath Emil Mathenau, statt des Schimpfes, nicht Dank dafür verdiene, daß er den Muth zu einem Vorschlag fand, der zunächst mißfallen mußte: zu dem Vorschlag, dem Grafen Zeppelin einen zu Rath und Kontrolle berufenen Ausschuß zu gesellen. Ist heute noch eine Frage? Wäre dem Luftschiff nicht manches Mißgeschick (Motoren, Propeller) erspart worden, wenn dem Grafen die besten Berater vorwärts geholfen hätten? Techniker, die von der Kesselschmiede bis zur Turbine und Metallfadenslampe vorgeschritten sind, jedes Rädchen und jede Nietmöglichkeit zu schätzen, zu nähen wissen und klarer als der genialere Kopf erkennen, wie man modern, halbsbar und billig baut? Der Muth wäh immer schlecht. Sperrt seinem Befehl das Ohr der Nation! Vielleicht sagt uns die Zeppelingesellschaft bald irgendwo Beruhigendes über ihre Versuche und Studien; sagt uns, daß sie im Stillen emsig an der Mehrung ihres technischen Vermögens arbeitet und ihre Aufgabe nicht in der Veranstaltung von Schaufahrten erledigt wähnt.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulrichs.
Reichsbank-Giro-Conto.

Bergwerksunternehmungen.



MURATTI



Wenn Sie einen Stiefel suchen, der in Form, Ausführung und Preis allen anderen überlegen ist, so wählen Sie den Salamanderstiefel. Er gilt als das hervorragendste Erzeugnis der deutschen Schuhindustrie. — Fordern Sie Musterbuch H.

Salamander

Schuhges. m. b. H.



Einheitspreis . . . M. 12.50

Berlin W.8, Friedrichstr 182

Luxus-Ausführung M. 16.50

Stuttgart — Wien I — Zürich



Nur in „Salamander“-Verkaufsstellen zu haben.

Nähret die Nerven mit Neocithin aus Apotheken
Dragerien.

Schultheiss Bier

verdankt sein Renommee
seiner hervorragenden Qualität und Bekömmlichkeit.

Restaurant Central-Hôtel.
Täglich Konzert
Johann Strauss aus Wien.

Arnold Böcklin als Vorkämpfer für die Idee des kühnen Luftschiffers **Orville Wright!**
Den Beweis hierfür finden Sie in dem auf nächster Seite angekündigten Werke:
Neben meiner Kunst Flugstudien, Briefe und Persönliches v. **Arnold Böcklin**

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich $\frac{1}{2}$ 8 Uhr.

Halloh!!!

Die grosse Revue!

Humorist.-sat. Jahresrevue in 10 Bildern von
Jul. Freund. Musik v. Paul Lincke. In Szene ge-
setzt v. Dir. Rich. Schultz. Tänze v. Willi Bishop.

Deutsches Theater

$\frac{7}{8}$ Uhr Abends.

Freitag, d. 24./9. **Revolution in Krähwinkel**
Sonnab., d. 25./9. **Der Kaufmann v. Venedig**
Sonntag, d. 26./9. **Ein Sommernachtstraum**
Montag, den 27./9. **Die Räuber.**
Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Thalia-Theater

Dresdenerstr. 72/73.

8 Uhr.

Täglich: Durchschlagender Lacherfolg!

Prinz Bussi

Schwank mit Gesang und Tanz in 3 Akten.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.

Täglich II bis 2 nachts.

Direktion: Rud. Nelson

Rud. Meinhard a. G.

Victoria-Café

Unter den Linden 46

Größtes Café der Residenz

Sehenswert.

Unterhaltungs-Restaurant **Wien-Berlin**

Elegantes Familien-Restaurant.

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Geb. **Herrnfeld** Theater

Frau Elkam's Friseur

hierzu

Meine-Deine Tochter

Beide Komödien mit den Autoren Anton und
Donat Herrnfeld in den Hauptrollen.

Deutsches Theater.

Kammerspiele.

8 Uhr Abends.

Freitag, d. 24. u. **Der Arzt am Scheideweg**
Sonntag, d. 26./9.

Sonnabend, d. 25./9. **Gyges und sein Ring**

Montag, den 27./9. **Lysistrata**

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Kleines Theater.

Sonnabend, den 25./9.

8 Uhr.

Moral.

Sonntag, d. 26./9. Nachm. 3 U. 2 mal 2 = 5.
Sonntag, d. 26. Montag, **Moral.**
den 27./9. 8 Uhr.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Neues Operetten-Theater

Täglich 8 Uhr abends:

Die Dollarprinzessin

folies Caprice

Täglich Abends 8 $\frac{1}{2}$ Uhr.

Mobilisierung.

Der gewisse Augenblick.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

Im neuerbauten Jägerstr. 63a 77 **Moulin rouge**⁶⁴

Reunions: Montag, Dienstag,
Donnerstag, Sonnabent

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zeile 1,00 Mk.

Ein überraschendes Werk aus Arnold Böcklin's Nachlass.

Ueber 120 zum Teil unveröffentlichter Illustrationen, Originalzeichnungen und Karikaturen von der Hand Arnold Böcklin's

Erscheint in einigen Tagen

Ein Pracht- u. Geschenkwerk
von höchstem Kunstwert:

ARNOLD BÖCKLIN

NEBEN
MEINER
KUNST

Flugstudien, Briefe u. Persönliches

Herausgegeben von Ferd. Runkel u. Carlo Böcklin
Mit über 100 Abbildungen

In Halbpapier-Prachtband Preis **M 12.-**
Liebhaberausgabe in Ganz-
pergamentband **M 30.-**

Bestellschein:

An **Vita, Deutsches Verlagshaus**
Berlin-Charlottenburg.

Hierdurch bestelle bei der Buchhandlung

..... Expl. **Arnold Böcklin, Neben meiner Kunst** à Mk. 12.-
..... Expl. Luxusausgabe à Mk. 30.-

Name

Adresse

JASMATZI

ELMAS

CIGARETTEN
in GOLDMUNDSTÜCK

QUALITÄT IN HÖCHSTER
VOLLENDUNG

Nr. 3 4 5
Preis 3 4 5 Pfg. das Stück.
in eleganter Blechpackung.



Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

Terrains, Baustellen, Parzellierungen.

I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grundstücke.

Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Literarische Anzeigen.

FÜR KUNSTFREUNDE

2.50

kostet das mit ca. 140 meist ganzseitigen
Abbild. und farbig. Beilagen ausgestattete
Oktober-Heft der Darmstädter Zeitschrift

DEUTSCHE KUNST
UND DEKORATION

ES ENTHALT:

Malerei · Plastik (J. Diez, E. Orlik, H.
Unger, F. Meßner) — Landhäuser · Wiener
Innenräume. — Gartenmöbel von Schulze-
Naumburg — Keramik und Porzellane —
Tafelgläser · Wiener Schmuck · Buchein-
bände und ornamentale Entwürfe · Buch-
schmuck · Stickereien · Plakate · Kunst-
Photographien und viele Textbeiträge.

VERLAGS-ANSTALT
ALEXANDER KOCH-DARMSTADT

Verlangen Sie **MINIATURHEFT 3** mit
das neue !! 60 Abbild., bei Bezug auf dieses Inserat unberechnet.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.

: Autoren :

verlangen vor Drucklegung ihrer Werke im
eigensten Interesse die Konditionen des alten
bewährten Buchverlags sub. Z. J. 85, bei
Haasenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir,
zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften Vor-
schlages hinsichtlich Publikation ihrer Werke in
Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

Modernes Verlagsbureau Curt Wigand
21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee

Schriftstellern

Hochinteressant!!
Ueber Rousseau'sVerbindung
mit Weibern

2 Bände. 376 Seiten mit 12 Illustrationen.
Eleg. broch. 4 M. Prachtband 5 M.
Es ist mit jener Freiheit u. Offenheit ge-
schrieben, wie sie den intimen Schriften des
18. Jahrhunderts eigen sind und ihnen einen
so pikanten Reiz verleihen. Ausführliche
Prospekte u. Verzeichnisse über kultur-
und sitten-geschichtl. Werke gratis franco

H. Barsdorf, Berlin W.30r.
Aschaffenburg-Strasse 16 l.

bietet rühriger Venag mit aufstrebender
Tendenz, Publikationsmöglichkeit. An-
fragen mit Rückporto unter L. E. 4186,
an Rudolf Mosse, Leipzig.

Nackt



Eine kritische Studie
von Richard Ungewitter

Die schwierigsten Probleme unserer Zeit: Prüberei, Schamgefühl, fernele Aufführung, doppelte Moral, Prestigation, Geschlechtskrankh. usw. werden auf 120 Seiten mit

62 Abbildungen
einst und frei erörtert und für
Nacktheit und natürliche Moral
eingetrefen. Für jeden Gebildeten, junge
Eheleute u. solche, die es werden wollen,
von hohem Werte. Sundette von be-
geisterter Zeichner! 20. Tausend er-
schienen. — Zu beziehen durch jede Buchh.
od. gegen Einsend. von M. 2.50 für das
gebundene, M. 3.70 für das eleg. gebundene
Buch postfrei von
E. Ungewitter, Verlag, Stuttgart 12.



Menschwerdung

Ein Blatt aus der Schöpfungsgeschichte. Von Dr. L. Wäcker. Mit 28 Abbild. 21.—30. Tausend. 144 S. Inhalt: Abstammung — Der Vornensch — Der Urmensch — Ausblicke: Sprache, Naturlehre und Artenbildung, Rassenkampf, Fortpflanzung, Zuchtwahl. — Zu beziehen durch jede Buchh. — Zu beziehen durch jede Buchh. oder gegen Einsend. von M 1.20 für das geb., M 1.80 für das geb. Buch von Stracker & Schröder, Stuttgart 1. J

Thalia-Theater. „Prinz Bussli“, der übermütige Schwank des Thalia-Theaters mit der loiten Musik von Viktor Holländer wird wahrscheinlich noch in dieser Saison in Wien in einer entsprechenden lokalen Bearbeitung auf der Bühne des Ronacher-Theater erscheinen. Die Besetzung in Wien ist durch die Damen Worm, Valde und Paah, sowie durch die Herren Josephi und Guttmann in Aussicht genommen. Hier am Thalia-Theater bleibt der Schwank auf dem Repertoire.

Kammerspiele. Donnerstag, den 23. wird die Winterspielzeit mit „Lysistrata“ eröffnet. Eine Wiederholung findet Montag, den 27. statt. Freitag, den 24. und Sonntag, den 26. kommt Shaw's Komödie „Der Arzt am Scheideweg“ zur Darstellung und für Sonnabend, den 25. ist Hebbels „Ogys und sein Ring“ angesetzt.

Seelenverständnis. Nur gebildete Menschen verstehen die allen Glauben übersteigende Anziehungskraft der zu froher Lebensbeteiligung anlehnenden Werke wie Charakteranalysen von P. P. L. Schon seit 1890 gibt P. P. L. Sittliche Charakterbeurteilungen von tieferer Bedeutung nach eingesandten Handschriften. Mit „Auskünften“, „Deutungen“ etc. hat die durchaus vornehme Praxis nichts gemein. Durch hochwillkommene Winke für das eigene Leben sind diese Seelenstudien ein Talisman für Unheilbedingte geworden. Viele sind ja Gesellschaftsmenschen comma ist fast, aber ihrem persönlichen Leben fehlt der Reiz, ihrem Heim die Wärme, ihrer Unterhaltung die freudige Sympathie. — Sonst liebe-prüchtige Freunde — aber sie fühlen, dass sie die in ihnen doch vorhandenen guten Eigenschaften nicht in gegenseitig angenehm beeinflussender Weise zur Geltung bringen. Und viele sind unzufrieden miteinander, weil sie sich gegenseitig nicht kennen und doch beherrschen wollen. Den Weg zum wohltuenden Gleichgewicht, zum rechten Sichverstehen zeigen die Charakteranalysen von P. P. L. Diese Arbeiten wirken auf gebildete Menschen mit der frischen Kraft eines seltenen mitreissenden Erlebnisses. Prospekt über tiefgreifende Wirkungen kostenlos. Anfragen wegen simpler Deutungen und dergleichen können nicht berücksichtigt werden. Marke für Rückantwort wolle nicht beigelegt werden. Für Menschen, die ein Bedürfnis nach Erkenntnis, nicht der Kitzel der Sensation treibt, sei hier die Adresse vermerkt: P. Paul Liebe, Schriftsteller und Psychographologe in Augsburg 1.

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt eine Beilage bei und zwar von der Firma Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart über die bekannte, gediegene Monatsschrift „Der Türmer“ (Herausg. J. E. Freih. v. Grotthuss), welche nunmehr bereits ihren 12. Jahrgang beginnt. — Ferner ist der Nummer beigelegt ein Prospekt der Firma Carl Friedrich Strauss, Verlagsbuchhandlung in München über das soeben erschienene Werk „Don Juans Tod“ von Waldemar Bonsels. Beide Prospekte möchten wir der aufmerk-samen Beachtung unserer werten Leser warm empfehlen.

Dr. Ziegelroth's Sanatorium

nach wie vor

Zehlendorf bei Berlin (Wannseebahn)

(Heilmethode Dr. Löhmann)

2 Aerzte. Leitender Arzt: Dr. Hergens.

Prospekte durch die Verwaltung.

Schockethal bei Cassel

Physikal. diätet. Heilanstalt mit modern. Einrichtung. Gr. Erfolg. Entzück. sehr geschützte Lage. Zeitig. Frühling, mäßig. Sommertemp. Prospekt gratis. Tel. 151 Amt Cassel. **Dr. Schaumlüffel.**

Dr. Möller's Sanatorium

Brook. fr. Dresden-Loschwitz. Prosp. fr.

Diätet. Kuren nach Schroth.

Harzburger Jungborn!

Gr. Luftparks mit Lufthauskolonie, Glashallen u. Turngerät. **Anerkannt vorzügl. Verpfl.** Ia. Ref. b. i. d. höchst. Kreisen. **G. Haacke** in **Sophienhöhe**, 2 km von Bad Harzburg.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät. milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung, Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterluftbäder, behagliche Zimmereinrichtung. **Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskrankte.**

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt **Dr. Loebell.**

Zwei führende Hotels der Gegenwart

BERLIN

Hotel Der Kaiserhof

Zimmer von 5 Mark an aufwärts,
mit Bad und Toilette von 12 Mark an

HAMBURG

Hotel Atlantic

Restaurant Pfordte

Zimmer von 4 Mark an aufwärts,
mit Bad und Toilette von 10 Mark an

Jantallampe



*Für alle
Stromarten*

*20-240 Volt
5-50 Kerzen*

hohe Stromersparnis

überall erhältlich!

Grand Hotel de Rome

Eröffnet 1909

Leipzig.

Bes. Adolf Schlinke

==== **Haus allerersten Ranges** ====

Warm u. Kalt Wasser in allen Schlafzimmern. — Appartements u. Einzelzimmer mit Bad.

City-Hotel, Köln a. Rh.

Haus ersten Ranges

vis-à-vis dem Hauptbahnhof

— Zimmer von 3 Mark an. —

Geschäftliche Mitteilungen.

Das City-Hotel in Köln a. Rh. Der Concours hippique des Kölner Reit- und Fahrvereins hatte in den letzten Tagen wiederum eine stattliche Anzahl Sportsleute in den Mauern Coloniae vereinigt. Die Darbietungen des Kölner Vereins verlohnten durchaus eine Reise nach dem schönen Köln, und wohl ein jeder Besucher war von den interessanten Darbietungen vollat befriedigt. Oern wollte man dann auch noch länger in Köln, um dem stolzen Fluge des Zeppelin-Ballons zuzuschauen, oder um Ausflüge auf dem Rhein oder nach den rheinischen Bergen zu unternehmen. Als bestes Quartier wurde auch diesmal wieder Köln gewählt, welches dank seiner glücklichen Lage die Möglichkeit bietet, nach allen berühmten Punkten des Rheins bequem und schnell zu gelangen. Eines der bevorzugten Hotels in Köln ist nach wie vor das „City-Hotel“, vis-à-vis dem Hauptbahnhof. Nahe Dom und Hauptbahnhof gelegen, bietet das moderne, vornehme Haus seinen Gästen angenehmes, durchaus wohnliches Quartier. Die Leitung des „City-Hotels“ liegt jetzt in den Händen eines bestens bewährten Fachmannes: Herrn Hugo Fleischer, welcher als langjähriger Direktor in Streits Hotel in Hamburg tätig war, ehe er das Kölner „City-Hotel“ übernahm. Selbstverständlich erfuhr das Haus sofort nach Uebernahme durch diesen bewährten Leiter eine durchgreifende Renovierung und zählt jetzt zu den modernsten Hotels der Stadt Köln. Die Einrichtung ist von einer Gediegenheit und Vornehmheit, wie man sie nur selten antrifft. Alle Zimmer sind mit Kalt- und Warmwasser-Leitung versehen, sowie mit direktem telephonischen Anschluss. Die Restaurations-Räume sind nach Entwürfen bedeutender Architekten geschaffen worden und zeigen in ihren Formen und ihrer Art einen durchaus vornehm modernen und dabei doch anheimelnden Geschmack. Die besonders zuvorkommende, hervorragende, unmerkliche, tadellose Verpflegung und Bedienung im „City-Hotel“ hat diesem rasch einen weiten guten Ruf gesichert und wird der jetzige Inhaber, Herr Fleischer, diesen Ruf durchaus zu wahren verstehen.

Siegfried Falk, Bankgeschäft

— Düsseldorf, Bahnstrasse 43. —

Fernsprecher 2005, 2006, 2008, 2009 und 2015.

Telegramm-Adresse: Effektenbank Düsseldorf.

An- und Verkauf von Kohlen-, Kali- und Erz-Werten.

Special-Abteilung für Actien ohne Börsennotiz.

— Auskünfte auf Wunsch bereitwilligst. —

Magdeburger Privat-Bank, Magdeburg-Hamburg.

Gegründet 1886. Aktienkapital u. Reserven ca. 40 000 000 M. Telegr.-Adr.: Privatbank.
 Filialen: Dessau, Eisenach, Einleben, Erfurt, Halberstadt, Halle a. S., Langensalza, Mühl-
 hausen i. Thür., Nordhausen, Sangerhausen, Torzau, Weimar, Werraigerode a. H. — Zweig-
 niederlassungen: Aken a. E., Bismark i. A., Burg b. M., Calbe a. S., Egeln, Eilenburg, Finster-
 walde K.-L., Frankenhausen, Gardelegen, Gembin, Helmstedt, Hettstedt, Klötze i. A., Merseburg, Neu-
 haldensleben, Oschersleben, Osterburg, Osterweck, Perleberg, Quedlinburg, Schönebeck a. E., Sehmigen,
 Sorschenhausen, Stendal, Tangerhütte, Thale i. H., Wittenberg (Bez. Halle), Wittenberg (Bez. Potsdam),
 Wolmirstedt (Bez. Magdeb.). Kommandite in Aschersleben: Ascherlebener Bank Gessow,
 Kohn & Co. (Comm.-Ges.). Ausführung sämtl. bankgeschäftlichen Transaktionen.

Berlin - Hamburger Kolonial - Kursbericht

herausgegeben durch das

Deutsche Kolonialkontor G. m. b. H.

erscheint jeden Sonnabend

Post-Abonnement 90 Pf. per Quartal.

Niederdeutsche Bank

Kommanditgesellschaft auf Aktien

Grundkapital 8 000 000 M.

Telephon
261, 262, 263, 264, 265

Dortmund.

Telegr.
Kommanditbank.

Ausführung aller in das Bankfach einschlagenden Geschäfte

unter kulanten Bedingungen, insbesondere:

Eröffnung laufender Rechnungen mit und ohne Kreditgewährung,
 An- und Verkauf von Aktien jeder Art, Kuxen und Obligationen,
 sowie Beilehung derselben, Annahme von Spar- und Giroein-
 lagen, Kreditbriefe für In- und Auslandsreisen.

Ständige Vertretung an den Industriebörsen
Düsseldorf, Essen-Ruhr, Hannover.

Ausführliche Kurszettel für Kuxen und unnotierte Aktien und Obligationen stehen
 Interessenten auf Wunsch kostenfrei regelmässig Mittwochs zur Verfügung. —
 Unsere Filiale in **Osnabrück** betreibt als Spezialität die Erledigung amerika-
 nischer Erbschaftsangelegenheiten sowie Auszahlungen in Amerika.



RECHNEN SIE?

Wir sparen Ihnen Zeit und Geld!

Verlangen Sie kostenlos Prospekte

Ludwig Spitz & Co., G. m. b. H., Berlin SW 48.

Malasiris

D. R. P. Patente aller Kulturstaaten.

Damen, die sich im Korsett unbequem fühlen, sich aber elegant, modgerecht und doch absolut gesund kleiden wollen, tragen „Malasiris“. Sofortiges Wohlbehagen. Grösste Leichtigkeit u. Bequemlichkeit. Kein Hochrücken. Vorrügl. Halt im Rücken. Natürl. Geradehalter. Völlig freie Atmung und Bewegung. Elegante, schlankte Figur. Für jeden Sport geeignet. Für leidende und korpulente Damen Special-Façons. Illustr. Broschüre und Auswärts kostenlos von „Malasiris“ G. m. b. H., Sonn 3.

Ami VI, 6133

Siedrung & Belgard

Ami VI, 6133

BERLIN W. 9, Bellevuestr. 6a vis-à-vis Hotel Esplanade.

Salon eleganter Pariser Toiletten

Pischinger-

Nach dem Originalrezept des Erfinders. Die Torte hat einen ausgezeichneten Geschmack und ist wegen ihrer eigenartigen Füllung, selbst im Anschnitt, monatelang haltbar, ohne an ihrem feinen Geschmack & geringste einzubüssen, wofür ich garantiere.

Konditorei „Pisching“ in Auerbach i. V., Nr. 138. Grösstes Tortenversandhaus Deutschlands. (Ständige Lieferungen an gräfliche und fürstliche Höfe.)



Torte. Wiener Spezialität

Vornehmstes Geschenk zu all. Gelegenheiten. Belich Aufschriften kostenlos. Versand nach allen Ländern. Preis inkl. Porto u. Verpackung 4, 5, 6, 8, 10, 12, 15 Mk. gegen Nachnahme oder Vorreinsendung des Betrages auch Briefmarken.

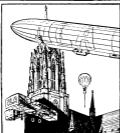
**Laxin
Confect**

Original Dose (20 Stück) 1-Mark

— Zu haben in den Apotheken. —

Abführende Fruchtpasten

von höchstem
Wohlgeschmack
und sicherer,
milder Wirkung.



**INTERNATIONALE
LUFTSCHIFFFAHRT
AUSSTELLUNG**
EXPOSITION AERONAUTIQUE
DU 10¹
DU 10² **FRANKFURT 1909**

Bel günstiger Witterung in Betrieb:
Freiballons. Flugmaschinen.
Motorballons.
(Clouth, Parseval, Zeppelin).
Wettbewerbe: 20000 Mk. Preise.

PHOTOGRAPHISCHE APPARATE

von einfacher, aber
solider Arbeit bis zur hoch-
feinsten Ausführung sowie
sämtliche Bedarfs-Artikel zu
einer billigen Preise. Appa-
rate von M. 4.— bis M. 100.—.
Illustr. Preisliste 5 kostenlos.

Chr. Tauber, Wiesbaden Z

Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger
Optik renommierter optischer
Firmen zu Original-Preisen.
Modernste Schnelllinsen-Cameras.
Bequemste Teilzahlung
ohne jede Provision.
Binocles und Ferngläser.
Illustrierte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)
Berlin SW., Schöneberger Str. 9.

Wie gewinnt man

neue Lebensfreude? oder das Sexual-
Nerven-System des Menschen und dessen
Aufrischung und Kräftigung durch ein
erprobtes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche
geg. 25 Pf. frei. Gustav Engel,
Berlin W. 159, Potsdamerstrasse 131.

Broschüre (Preis 1,20 Mk.) über die
Dr. Güntz'sche Chromkur
als Ersatzmittel der Quecksilberkur zu bez. v.
Mentor-Verlag, München, Moistr. 31.



Gegen
Monatsraten

Uhren aller Art, Gold-,
Silber-, Alteside- und Kupferwaren,
Grammophone, Musikern, optische Ar-
tikel, feine Lederwaren, Koffer etc.
Neues Preisbuch gratis und franko.

Grau & Co., Leipzig 231

Vertragsfirma der meisten Be-
amten-Vereine.
Auf alle Uhren 2 Jahre
Garantie.



mit dem Herz
auf der Sohle

Eine delikate Sache für Jedermann

Ist mein gesetzl. geschütztes
u. ärztlich empfohlenes

Klosettpapier

Marke „A B“ 10 Rollen M. 3,90
Marke „Privat“ 10 Pakete M. 3,90

Eine Wohltat

für Hämorrhoidaleidende

Ist mein präpariertes

Glycerinpapier „Wohltat“

5 Pakete 5 Mark.

Versand portofrei geg. Nachnahme.

Wilh. Gotthold, Neustadt (Pfalz)

• Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)

Nur für Teint, à Tube 60 Pfg.

Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pf.
Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 13.

Passage-Kaufhaus

Friedrichstr. 110-112

Friedrichstr. 110-112

Herbst-Neuheiten

in

eleganter Herren-Ausstattung:

Oberhemden weiss in Piqué und Leinen ☺

Oberhemden farbig in Zephir u. Batist ☺

Kragen u. Manschetten garantiert 4fach

Kravatten in den neuesten Farben ☺ ☺ ☺

Handschuhe in Glacé und Wildleder ☺ ☺

Socken in vorzüglichen Qualitäten ☺ ☺ ☺

Hüte in den modernsten Formen ☺ ☺ ☺ ☺

Schuhwaren in eleganten Fassons ☺ ☺

Die von der Passage-Kaufhaus-Betriebsgesellschaft übernommenen Waren kommen auch weiterhin zu enormen billigen Preisen zum Verkauf

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrenscheinung. (Ohne Spritze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheinblick, Bad Godesberg a. Rh.
 Moderates Specialsanatorium. Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v. **ALKOHOL**

Eröffnet Sonnabend, den 18. Sept.

Jubiläums-Kochkunst-Ausstellung
Ausstellungshallen am Zoo
18.-26. Sept. 1909

B h d.

Täglich: Militär-Konzert.



*Treffpunkt der
Weinkenner!*

KAISERHOF
 GRAND-RESTAURANT

Dejeuners — Dinners — Soupers
 Nachmittagstee — — Tafelmusik

Neu: Kleine Theaterdiners v. 6—7½ Uhr

Grosse u. kleinere Säle zu Festlichkeiten



Berliner
Sitzmöbel-Industrie G. m. b. H.
 Berlin C9, Neue Promnade 11.
 — Grösste Spezialfabrik —
 für
Ledermöbel, Clubsessel,
Clubsophas, Lederstühle
 Musterbuch gratis.

Restaurant Zoologischer Garten

■	■	Für die kommende Winter-Saison empfehlen wir unsere	■	■
■	■	Festsäle (für kleinere Gesellschaften von 30—40	■	■
		Personen an, bis zu 1000 Personen fassend)		
		für Hochzeiten, Dinners, Soirees, Kommerse etc.		
		∴ ∴ Für Vereine günstige Arrangements ∴ ∴		

NATÜRLICHES KARLSBADER SPRUELSALZ

SALZ
 ist das allein echte Karlsbader
 Vor Nachahmungen und Fälschungen wird gewarnt.

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen
 Obb. bei München
Physikalisch-diätetische Behandlung
 für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige. Beschränkte Krankenst.

„Ferabin“-Handlampen
 mit Trockenbatterien



D. R. P.
 und D. R. G. M.
 Handlampe I
57
 Handlampe II
17
 Brennstunden
ununterbrochen
 it. Prüfungsschein
 des Physikal.
 Staatslaboratori-
 ums in Hamburg.
 Prospekt franko!

Adolph Wedekind
 Fabrik galvanischer Elemente
 Hamburg 36, Neuerwall 36.

Ehe-schliessungen England
 rechtsgiltige, im
 Prosp. Nr. 1 verschlossen 53 Plg.
Brock & Co., London, E. C. Queenstr. 93/91.

Wohnung, Verpflog., Bad u. Arztpr. Tag
 v. M. 10.— ab. — Ganzes Jahr besucht.
„Sanatorium
Zackental“
 (Camphausen)
 Bahnlinie Warmbrunn-Schreibberbau, T. 27.
Petersdorf im Riesengebirge
 (Bahnhstation)
 für chronische innere Erkrankungen, neu-
 rasthenische u. Rekonvaleszent-Zustände,
 Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren.
 Für Erholungsuchende, Wintersport. Nach
 allen Errungenschaften der Neuzeit ein-
 gerichtet. Windgeschützte, nebelfreie,
 nadelholzreiche Höhenlage. Spezialität:
 Behandlg. von **Arterienverkalkung**
 und deren Folgen, wie Herz- und Nieren-
 erkrankungen nach neuester klinisch
 erprobter Methode.
 Näheres die Administration in
 Berlin SW., Möckernstrasse 118.

Inseraten-
 Annahme für
 „Die Zukunft“
 durch
 Anzeigenverwaltung
 Alfred Wehner, Berlin SW. 68, Kochstrasse 13 a. Fernsp. VI, 587
 sowie durch sämtliche Anzeigen-Expeditoren



Henkell Troocken

Für Inzerate verantwortlich: Alfred Weiser. Druck von W. Graßheim in Berlin.